

Rezensionen

Bücher sind nicht dazu da, daß man ihnen blind vertraut, sondern daß man sie einer Prüfung unterzieht.¹

Theresa Cheung und Julia Mossbridge

Der Zukunftscode

Wie die Neurowissenschaft Vorhersagen erklären kann

München: Trinity, 2019

ISBN 978-3955502997, 300 Seiten, € 20,00²

Rezensent:

MARC WITTMANN³

Ist das Verfahrensprotokoll zur Präkognition das I Ging des 21. Jahrhunderts?

Berühmt, berüchtigt und von Hollywood verfilmt ist das von der CIA finanzierte Stargate-Projekt. Stargate ist der Code-Name für eine geheime Einheit der US-Armee zur systematischen Erforschung extrasensorischer Fernwirkungen im Raum (*Remote Viewing*), die zwischen 1978 und 1995 Bestand hatte. Letztendlich war es das Ziel, Personal für militärische und nachrichtendienstliche Zwecke auszubilden. Die Hoffnung bestand, über die unkonventionellen Mittel von Psi-Fähigkeiten, speziell des Hellsehens, ein unerreichbares Zielgebiet erfassen zu können (damals etwa in der Sowjetunion). Dabei wurde ein am Stanford Research Institute ausge-

1 Umberto Eco: *Der Name der Rose*. München: Carl Hanser, 1982, S. 404.

2 Die bibliografischen Daten der amerikanischen Originalausgabe:
Theresa Cheung & Julia Mossbridge (2018). *The Premonition Code: The Science of Precognition, How Sensing the Future Can Change Your Life*. London: Watkins Publishing. ISBN: 978-1-78678-161-1, 256 Seiten, € 16,49.

3 PD Dr. Marc Wittmann ist Psychologe und Humanbiologe und am Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene angestellt.

arbeitetes Verfahrensprotokoll verwendet, welches heute nach allgemeiner Offenlegung als *Remote-Viewing*-Protokoll in wissenschaftlichen Studien zum Einsatz kommt (z. B. Müller & Wittmann, 2017). Außer zur Fernwahrnehmung im Raum kann das Protokoll gleichermaßen auch zur Erfassung zukünftiger Ereignisse eingesetzt werden, d. h. zur Präkognition. Das ist die Sehnsucht von Menschen seit Anbeginn schriftlicher Aufzeichnungen. Sie suchen ein Orakel auf, um Gewissheit über Auswirkungen ihrer Entscheidungen zu erlangen. Das chinesische I Ging – in Deutschland bekannt geworden durch Richard Wilhelms Übersetzung – ist ein standardisiertes Verfahren, mit dem jeder selbst Fragen zu Lebensentscheidungen stellen kann. Und das unabhängig von einem in Geheimnisse eingeweihten Ritualmeister oder einer weisssagenden Priesterin, wie es Pythia im antiken Delphi war. Somit ist das I Ging eine ganz demokratische und kostengünstige Methode der Zukunftsberatung und Lebensentscheidungshilfe.

Eine moderne Variante eines solchen Verfahrens stellen nun Theresa Cheung und Julia Mossbridge in ihrem Buch vor. Theresa Cheung ist eine Journalistin, die zu den Themen Paranormales und Spiritualität schreibt. Julia Mossbridge ist eine der führenden experimentell arbeitenden Parapsychologen. Beide Autorinnen berichten von ihren persönlichen Erfahrungen mit spontan auftretender Präkognition, die eine mögliche Katastrophe verhinderten. Julia Mossbridge entdeckte aufgrund einer spontanen Eingebung ein Feuer und konnte einen Hausbrand verhindern. Theresa Cheung entging aufgrund eines präkognitiven Traumes einem Autounfall. Ohne solch eindrückliche lebensentscheidende, ganz persönliche Erfahrungen würde man sich sicherlich nicht darum bemühen, ein standardisiertes Verfahrensprotokoll über Jahre zu entwickeln, um ein nach heutigem wissenschaftlichem Mainstream-Verständnis unmögliches Ziel zu erreichen: Information über die Zukunft zu erhalten. Über ein eindrückliches persönliches Erlebnis wird aus dem Unmöglichen eine wissenschaftlich zu erforschende Hypothese.

Wie sieht das 6-Stufen-Programm aus, das Theresa Cheung und Julia Mossbridge ausgearbeitet haben? In Stufe 1 nimmt man sich gelassen Zeit und besinnt sich auf seinen körperlichen und geistigen Zustand: Wie geht es mir jetzt? Es geht darum, gegenwärtig zu werden. Man schreibt seine Impressionen dazu auf. Stufe 2 vertieft die Präsenz. Man soll sich bewusst werden, dass man sich zumeist in einem aktiven Produktionsmodus befindet. Man soll nun aufnahmefähig werden für das, was aus der Zukunft kommen soll. Diese Meditation zur Klärung des Geistes wird schriftlich durchgeführt. Im folgenden Schritt 3 wird mit einem Stift ein spontanes Ideogramm auf Papier gemalt. Das sind im Grunde wilde Kringel, die schnell und ohne zu überlegen produziert werden sollen. Auf Stufe 4 werden Assoziationen zu den Mustern im „Kringel“ aufgeschrieben oder weiter gezeichnet, welche sich spontan bei der Betrachtung des Ideogramms ergeben. Auch wird eine Zusammenfassung der Eindrücke aufgeschrieben. Diese Technik soll verhindern, dass man sich zu schnell und zu dominant Eingebungen unterwirft. Diese Eingebungen stellen womöglich analytische und top-down gesteuerte Überlagerungen dar, die die eigentlichen Signale aus der Zukunft überschreiben. In Stufe 5 muss man sich zwischenzeitlich von den Eindrücken lösen, die mit dem präkognitiven Ziel verbunden sein können. Stufe 6 ist letztendlich der Abgleich mit dem tatsächlichen Ereignis der Zukunft. Als Training kann man Reize, die auf einer Webseite zukünftig betrachtet werden, als Zielobjekte

anvisieren und dadurch die Übereinstimmung mit der Vorhersage überprüfen. Die Autorinnen betonen, dass man ähnlich dem Erlernen eines Instrumentes die vorgestellte Technik üben muss. Die 6 Stufen sind eine Anleitung, um langsam, vielleicht ähnlich der Meditationserfahrung, über Jahre hinweg Fortschritte zu erzielen und ein guter ‚Präkog‘, wie die Autorinnen es nennen, zu werden.

Der deutsche Untertitel „Wie die Neurowissenschaft Vorhersagen erklären kann“ entspricht sicherlich nicht den Inhalten des Buches. Systematische neurowissenschaftliche Untersuchungen zu den neuronalen Grundlagen der Prækognition existieren nicht. Es gibt eine große Anzahl an psychologischen und psychophysiologischen Studien zur Überprüfung prækognitiver Effekte (Mossbridge & Radin, 2018), die auch erwähnt werden. Auch werden physikalische Theorien wie die des Blockuniversums präsentiert, die zumindest auf der rein physikalischen Ebene davon ausgehen, dass die kategorialen Dimensionen von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft nur aus subjektiver, bewusstseinsgenerierter Sicht Bestand haben. Auf der psychologischen Ebene gibt es tatsächlich viele Untersuchungen zur explizit erlebten oder implizit, aus Verhalten geschlossenen Vorhersage von zukünftigen Ereignissen. Es geht dabei um Traumanalyse oder die Analyse von computerisierten Aufgaben der experimentellen Psychologie. Darüber hinaus aber gibt es nur wenige Studien, welche in Kombination mit einem ausgeklügelten prækognitiven Untersuchungsansatz Gehirnströme direkt oder indirekt gemessen hätten. Auch gehen die Autorinnen kaum auf andere neurowissenschaftliche Befunde ein, die man im Zusammenhang mit dem vorgestellten Verfahrensprotokoll hätte bringen können. Der deutsche Buchverlag hat sich wohl gedacht, dass das titelgebende Setzen einer Verbindung mit der Hirnforschung verkaufsförderlich ist.

Warum habe ich im Titel dieser Rezension den Vergleich mit dem altehrwürdigen I Ging gezogen? Da das 6-Stufen-Programm, wie das I Ging, auf zwei Ebenen betrachtet werden kann. Zum einen kann man die parapsychologische Interpretation annehmen. Das ist natürlich die Sicht der beiden Autorinnen. Aber auch mit einer skeptischen Haltung gegenüber der Psi-Erklärung kann man aus den Methoden Gewinn ziehen. Derjenige, der sich der Prækognitionsmethode oder dem I Ging widmet, beschäftigt sich achtsam mit sich selbst. Wir haben es also zumindest mit einer psychologischen Methode zu tun, die das eigene Innerste, das Unterbewusste herauskitzeln hilft. Die Beschäftigung mit dem Verfahrensprotokoll ist eine Beschäftigung mit sich selbst. Und dieses Wissen vermag zu einem bewussten und effektiven Umgang mit sich zu führen. Wir erfahren besser, wer wir sind. Wir werden, was wir sind.

Literatur

- Mossbridge, J. A., & Radin, D. (2018). Precognition as a form of prospection: A review of the evidence. *Psychology of Consciousness: Theory, Research, and Practice*, 5, 78–93.
- Müller, M., & Wittmann, M. (2017). Remote Viewing: Eine Proof-of-Principle-Studie. *Zeitschrift für Anomalistik*, 17, 83–104.

Heiner Schwenke (Hrsg.)

Jenseits des Vertrauten
Facetten transzendenter Erfahrungen

Freiburg / München: Verlag Karl Alber, 2018
 ISBN 978-3-495-48955-0, 224 Seiten, € 29,00

Rezensent:

MICHAEL NAHM⁴

Das vorliegende Werk befasst sich mit verschiedenen Aspekten von transzendenten Erfahrungen, wie der Untertitel bereits ankündigt. Und wie der Haupttitel angibt, wird damit ein Erfahrungsbereich betreten, der jenseits des vertrauten Umgangs mit unserer Umwelt bzw. ihrer Wahrnehmung liegt. Dem Herausgeber Heiner Schwenke, ein promovierter Forstwissenschaftler und Philosoph, ist es gelungen, für die Behandlung dieses Themas Autoren zu gewinnen, die sich diesem Themenkomplex aus verschiedenen Richtungen nähern, und dabei eine insgesamt ansprechende und abwechslungsreiche Lektüre zu bieten. Die einzelnen Buchkapitel sind aus Vorträgen hervorgegangen, die im Rahmen einer interdisziplinären Ringvorlesung namens *Transzendente Erfahrungen* an der Universität Basel im Jahr 2014 gehalten worden sind. Es ist weiterhin erfreulich zu lesen, dass die Publikation des Buches im Rahmen eines Forschungsprojekts *Transcendent Experiences – Phenomena, Ideas, and Judgements* am Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte in Berlin gefördert worden ist. Somit hat Schwenke ein schwieriges und komplexes Thema, das in vielen Wissenschaftlerkreisen auf Ablehnung, Desinteresse oder Pathologisierung stößt, erfolgreich in einen akademischen Kontext eingebunden und Möglichkeiten gefunden, es erfreulich offen und wohlwollend zu diskutieren.

Das Buch enthält nebst einer von Schwenke verfassten Einleitung sechs Kapitel. Zwei verhältnismäßig lange Beiträge hiervon entstammen wiederum der Feder des genannten Autors, der somit etwa den halben Anteil am Gesamtumfang des Buches hat. Weiterhin trugen Jörg-Andreas Böttcher (Professor für Cembalo, Orgel und Generalbass an der *Schola Cantorum Basiliensis*), David Marc Hoffmann (Leiter des Rudolf Steiner Archivs in Dornach), Andreas Sommer (Wissenschaftshistoriker in London) sowie Saskia Wendel (Professorin für Systematische Theologie in Köln) je ein Kapitel bei. Im Folgenden werde ich die einzelnen Beiträge kurz besprechen, wobei ich sie aus thematischen Gründen in anderer Reihenfolge angehe, als es im Buch der Fall ist.

4 Dr. Michael Nahm ist Biologe und wissenschaftlicher Mitarbeiter des Instituts für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene e. V. (IGPP) in Freiburg. Interessensschwerpunkte bilden (evolutions-)biologische Fragestellungen, ungewöhnliche Phänomene in Todesnähe, der physikalische Mediumismus sowie historische Studien zur Parapsychologie.

Das erste Kapitel Schwenkes behandelt Inhalte eines zuvor erschienenen Buchs von ihm (Schwenke, 2014) und nennt sich „Begegnungen mit Personen aus anderen Welten“. Der Autor bezieht sich hierbei hauptsächlich auf sogenannte „Nachtod-Kommunikationen“ inklusive Sterbebettvisionen, wobei Verstorbene mit hinterbliebenen Bezugspersonen auf verschiedene Weise in Kontakt zu treten scheinen und ihnen somit „begegnen“. Schwenke verwendet den Begegnungsbegriff im Sinne Martin Bubers und meint eine wechselseitige, bewusst erlebte und unmittelbare Verbindung der sich begegnenden Personen. Derartige Begegnungen können im Wachzustand, im Traum, in tiefer Trance oder auch in Nahtod-Erfahrungen stattfinden. Nach einem Überblick über die Phänomenologie verschiedener Begegnungstypen prüft Schwenke die typischerweise abwertende Haltung ihnen gegenüber bei Vertretern von Wissenschaft und Religion, und er kommt zu dem Schluss, dass diese nicht gerechtfertigt sind. Vielmehr argumentiert Schwenke, dass dieser Art von transzendenter Erfahrung ein realer Kern zu Grunde liegt. Insgesamt behandelt Schwenke in diesem Kapitel ein wichtiges Thema und macht nachdrücklich darauf aufmerksam, dass es auch in akademischen Kreisen ernst genommen werden sollte.

In seinem zweiten Buchkapitel widmet Schwenke sich ausführlich dem Spannungsfeld zwischen den Lehren Swedenborgs über das vermeintliche Jenseits und ihrer Rezeption durch Kant. Hierbei schließt er die Frage mit ein, ob gewisse transzendente Erfahrungen wie diejenigen Swedenborgs objektiven Echtheitscharakter besitzen oder nicht. Nach einem knappen Überblick über das bemerkenswerte Leben Swedenborgs arbeitet Schwenke detailliert heraus, dass Kants Beschäftigung mit Swedenborg reichlich ambivalent war – schon zu Lebzeiten Kants wurde es als schwierig empfunden, Kants Schlussfolgerungen aus seiner Schrift „Träume eines Geistersehers“ aus dem Jahr 1766 zu verstehen. Dies hat Schwenke gemäß verschiedene Gründe. Erstens scheint Kant seine Meinung hinter satirischer Rhetorik zu verbergen, die es schwer macht, den Kern des Gemeinten zu identifizieren. Zweitens ist die Schrift auch Kants eigenen Aussagen zufolge „in ziemlicher Unordnung“ abgefasst worden, und drittens besitzt seine eigene Lehre einige Ähnlichkeiten mit derjenigen Swedenborgs, von welcher Kant sich jedoch hauptsächlich aufgrund der darin enthaltenen Lehren über die Geisterwelt wiederum abgrenzen wollte. Doch auch diese wird von Kant an einem anderen Ort als „sehr erhaben“ beurteilt, ein weiteres Mal jedoch nennt Kant Swedenborgs Zeugnis „verzweifelt mißgeschaffen und albern“ (S. 142). Insgesamt bleibt Kants Auseinandersetzung mit Swedenborg erstaunlich ungereimt, und hinsichtlich eines möglichen Beitrags zum allgemeinen Verständnis transzendenter Wahrnehmung hat er in Schwenkes Augen nichts beigetragen – eine Auffassung, der man sich nach der Lektüre seiner Ausführungen durchaus anschließen kann.

In einer zweiten Argumentationslinie setzt Schwenke sich dann wie bereits erwähnt mit der Frage nach dem Wahrheitsgehalt von Swedenborgs transzendenten Erfahrungen auseinander. Diese beinhalten unter anderem Beschreibungen des Jenseits oder anderer Planeten.⁵ Nach

5 Swedenborgs Visionen enthalten auch parapsychologisch interessante Schilderungen, wie zum Beispiel den Bericht über den Großbrand in Stockholm, den Swedenborg den verfügbaren Dokumenten zufolge von Göteborg aus gewissermaßen in Echtzeit beschrieben und kommentiert hat (Haraldsson

Schwenke kann die Richtigkeit der Deutung des Wahrgenommenen herausgefunden werden, wenn man versucht, sie an der Realität zu prüfen. Und weil beispielsweise die heute bekannten Verhältnisse auf dem Mars Swedenborgs Angaben darüber deutlich widersprechen, so wird der vermeintliche Wahrheitsgehalt auch anderer transzendenter Erfahrungen Swedenborgs natürlich sofort in Frage gestellt. Folgerichtig schließt Schwenke, dass Swedenborg „unkontrollierten Deutungsrouitinen“ (S. 145ff) unterlegen war und wahrscheinlich selbsterzeugte Gestalten und Erfahrungen beschrieb, ohne dass ihm dies bewusst war. Dennoch warnt Schwenke davor, das Kind mit dem Bade auszuschütten und die Möglichkeit transzendenter Erfahrungen grundsätzlich abzustreiten oder sie zu pathologisieren. Dieses Kapitel ist besonders wertvoll, weil es die Komplexität des behandelten Themas unterstreicht und Schwenke auch nicht davor zurückschreckt, die kritischen Fragen nach dem Wahrheitsgehalt transzendenter Erfahrungen zu stellen.

Dies stellt sich in dem Kapitel David Marc Hoffmanns über Rudolf Steiner als „Lehrer der immanenten Transzendenz“ leider anders dar. Der Autor charakterisiert Steiner gleich im ersten Satz als „vielleicht umfassendsten Erforscher der Transzendenz der Neuzeit“, weist auf dessen immenses Gesamtwerk hin und betont direkt im Anschluss, dass „zunächst“ nicht danach gefragt werden soll, ob Steiners „Einsichten, Erfahrungen, Mitteilungen usw. objektiven Realitäten entsprechen“ (S. 104). Doch bedauerlicherweise wartet der Leser auch im weiteren Verlauf des Kapitels vergeblich auf die konkrete Behandlung dieser wichtigen Frage. Hoffmann beschreibt in seinem Beitrag, wie Steiner nach einer persönlichen Krise sein vormaliges antichristliches Denken im Zuge einer „Hadesfahrt“ aufgegeben haben könnte und eine neue, aus dem Geist geborene Welt erfahren haben könnte (siehe auch Hoffmann, 2011). Dies ist ein interessanter Gedankengang, und besonders weil auch Swedenborg zwischen 1743 und 1745 eine ähnliche persönliche Krise durchgemacht zu haben scheint, „die man mit Recht als mystisch kennzeichnen darf, und in deren Verlauf er sein Herz ganz Gott zuwandte“ (de Geymüller, 1936: 18), wäre gewissermaßen im Parallelschwung die Frage nach der möglichen Objektivität von Steiners Visionen passend und von einiger Bedeutung. Am Schluss seines Kapitels eröffnet Hoffmann jedoch nur in ausweichender Weise, dass Anthroposophie keine Antworten oder Lehrinhalte böte, sondern lediglich einen methodischen Erkenntnisweg. Dies überrascht. Wenn man die Publikationen Steiners und vieler seiner Anhänger liest, stellt sich üblicherweise ein deutlich entgegengesetzter Eindruck ein. Auch Hoffmann suggeriert in verschiedenen vorsichtigen Wortkleidungen, dass Steiners geisteswissenschaftliche Erkenntnisse letzten Endes objektiv zutreffend sind – warum auch sonst solle man Steiner als den „vielleicht umfassendsten Erforscher der Transzendenz der Neuzeit“ bezeichnen? Oder anders gefragt: Falls Steiners geisteswissenschaftlich gewonnene Erkenntnisse nicht zutreffen: Welchen Wert hätte dann Anthroposophie als Methode und Erkenntnisweg? Hoffmanns Auffassung scheint unter anderem in einem von ihm formulierten Gleichnis durch: Steiner habe in weglosem und

& Gerding, 2010; de Geymüller, 1936; Tafel, 1845). Es existieren eine Reihe weiterer scheinbar gut glaubigter Begebenheiten, die auf eine außersinnliche Wahrnehmungsfähigkeit Swedenborgs schließen lassen (Tafel, 1845; für eine Übersicht siehe de Geymüller, 1936), was die Gesamtbeurteilung seiner transzendenten Erfahrungen komplex gestaltet.

unbekanntem Terrain die Niagarafälle entdeckt, seine Aufzeichnungen böten seinen persönlichen Beweis hierfür, und Anthroposophie als Methode entspräche einer Art Wegbeschreibung für jedermann, selbst einen Weg zu diesen Niagarafällen zu finden. Mir scheint: Damit dies gelingen kann, muss die objektiv reale Existenz dieser Niagarafälle vorausgesetzt werden. In der Tat betont Steiner an zahlreichen Stellen seines Werkes die unbedingte objektive Richtigkeit seiner geisteswissenschaftlichen Erkenntnisse, die überdies nirgendwo mit naturwissenschaftlich gesicherten Erkenntnissen in Widerspruch stünde. Und ähnlich wie bei Swedenborg ließe sich dies auch relativ einfach anhand gegenwärtiger naturwissenschaftlicher Kenntnisse überprüfen. Eine solche wenigstens ansatzweise Prüfung scheint mir angesichts der chronischen Vernachlässigung dieses Kernproblems besonders in anthroposophischen Kreisen bereits seit geraumer Zeit überfällig. Da jedoch selbst ein knapper diesbezüglicher Realitätscheck den Rahmen dieser Buchrezension sprengen würde, lagere ich einen solchen in einen anderen Text aus, der auch für sich alleine stehen kann (Nahm, 2019).

Das Kapitel von Saskia Wendel stellt einen Beitrag zur „Kriteriologie religiöser Erfahrung“ dar und befasst sich erneut mit der schwierigen Frage der „Unterscheidung der Geister“. Die Autorin argumentiert, dass Erfahrungen inklusive religiöser Erfahrungen immer durch den bereits existierenden persönlichen Erfahrungsschatz mitgeprägt seien und dass eine hiervon befreite Erfahrung nicht möglich sei. Als Weg aus diesem Dilemma wählt sie in Anlehnung an Kant einen nüchternen und pragmatischen Lösungsansatz, wobei sie rationalen Verstandesurteilen entscheidende Bedeutung zumisst: Beinhaltend religiöse Erfahrungen zentrale Elemente, die im Widerspruch zum kategorischen Imperativ stehen („Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werde“), so sind sie abzulehnen. Über eine kritische und wechselseitige Prüfung divergierender religiöser Sinndeutungen könnte es dann möglich sein, eine Bezugnahme auf einen einigenden gemeinsamen göttlichen Grund zu finden – der allerdings dennoch nicht unmittelbar erfahren werden könne.

Jörg-Andreas Böttichers Beitrag über Musik und Transzendenz behandelt ein faszinierendes Thema, in dessen Umfeld zumindest bestimmte Aspekte von Transzendenz unmittelbar erfahren werden können. Keine Kunstrichtung vermag es mehr, Menschen ein Gefühl von Transzendenz zu vermitteln als Musik, und so ist auch Böttichers Titel „Wo das Unsagbare hörbar wird“ passend gewählt. Das Kapitel enthält Übersichten über transzendente Musikerfahrungen in religiöser und ekstatischer Schau, als Quelle musikalischer Inspiration, durch Musik ausgelöste Transzendenzerfahrungen sowie über (kollektive) Erfahrungen von Musik ohne erkennbare Klangquelle. Letztere sind aus Sicht der Anomalistik die interessantesten – besonders auch deswegen, weil sie häufig im Kontext der Todesnähe vernommen werden (siehe auch Nahm, 2012). Bötticher zieht für alle vorgestellten Untergruppen des Bezugs zwischen Musik und Transzendenz zahlreiche Fallberichte aus der Literatur heran, wodurch sein Kapitel nicht nur eine wichtige Pionierarbeit im deutschen Sprachraum darstellt, sondern dabei auch ungemein lebendig und lebensnah verfasst ist. Der Autor betont, hier zunächst nur die Fülle der vorhandenen Erfahrungen vorstellen und zur Kenntnis bringen zu wollen, eine kritische Auseinandersetzung mit dem Themenkomplex wäre ein notwendiger Folgeschritt.

Das Buch wird durch einen historiographischen Beitrag von Andreas Sommer beschlossen, der einen der interessantesten und wichtigsten des Buches darstellt. Sommer versteht es, mit großer Sorgfalt Quellen aufzuspüren und zusammenzutragen, die dazu geeignet sind, die abendländische Wissenschaftsgeschichte umzuschreiben. Er zeichnet nach, wie sich seit Beginn der Herausbildung von Wissenschaftsdisziplinen die Maxime entwickelt hat, parapsychologische Erfahrungen aus dem Kreis der empirisch untersuchbaren Phänomene auszuschließen und zu pathologisieren. Sommer zeigt, dass die landläufige Meinung, es sei der Fortschritt der Naturwissenschaften gewesen, der parapsychologische Phänomene als nicht existent entlarvt habe, falsch ist. Vielmehr waren seit jeher Pioniere der Naturwissenschaft inklusive Francis Bacon, Robert Boyle, Joseph Glanvill oder Henry More von der Realität dieser Phänomene überzeugt. Die Stimmen, die sich damals gegen die Existenz derartiger Phänomene aussprachen und noch nicht einmal diesbezügliche Untersuchungen billigten, gründeten sich vielmehr in Furcht vor religiöser Uneinigkeit und deren sozialpolitischen Folgen. Diese Tendenz setzte sich während des 18. und 19. Jahrhunderts weiter fort – auch hier waren es nicht die Wissenschaftler, die federführend gegen parapsychologische Forschung stritten, sondern theologisch, philosophisch und politisch motivierte Autoren. Auch als prägende Psychologen wie Wilhelm Wundt oder Joseph Jastrow versuchten, die Erforschung parapsychologischer Phänomene aus der akademischen Psychologie zu verbannen, geschah dies nicht mittels wissenschaftlicher Praxis oder Argumente, sondern mit weltanschaulich getragenen Polemiken. Sommer entlarvt somit die oben erwähnte populäre Auffassung vom Fortschritt der Wissenschaften als Grund für das Ende des Geisterglaubens oder der Parapsychologie als Mythos, der von den „Gewinnern“ dieser Debatten entwickelt worden ist, so dass diese nun mit falschen Lorbeeren geschmückt sind. Diese Geschichtsverdrehung scheint allerdings in den davon betroffenen Wissenschaftsdisziplinen noch kaum zu Bewusstsein gekommen zu sein. Der Wert von Sommers Arbeit liegt darin, dass er mit fundierten Argumenten den Finger auf die Schwachstellen dieser Mythenkonstruktion legt und dazu beiträgt, ihre Haltlosigkeit zu enttarnen.

Insgesamt kann das Buch Schwenkes also nur empfohlen werden. Es beleuchtet auf zumeist hohem Niveau den Umgang mit transzendenten Erfahrungen aus abwechslungsreicher Perspektive und setzt sich dafür ein, diese Erfahrungen zu enttabuisieren und ihre wissenschaftliche Bearbeitung zu fördern. Möge ihm hierbei Erfolg beschieden sein!

In diesem Sinne füge ich noch einen Hinweis für die Zukunft an: Gefehlt hat mir eine Berücksichtigung der Inhalte des umfassenden und tiefgründigen Werks über mystische und religiöse Erfahrungen des Philosophen, Parapsychologen und Komponisten Emil Mattiesen *Der jenseitige Mensch* (Mattiesen, 1925). Es repräsentiert immer noch *das* deutschsprachige Grundlagenwerk über transzendente Erfahrungen, hat aber nie die ihm gebührende Würdigung erfahren. Leider wurde es auch im vorliegenden Buch nicht einmal zitiert.

Literatur

de Geymüller, H. (1936). *Swedenborg und die übersinnliche Welt*. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt.

- Haraldsson, E., & Gerding, J.L.F. (2010). Fire in Copenhagen and Stockholm: Indridason's and Swedenborg's „remote viewing“ experiences. *Journal of Scientific Exploration*, 24, 425–436.
- Hoffmann, D.M. (2011). Rudolf Steiners Hadesfahrt und Damaskuserlebnis. In R. Uhlenhoff (Hrsg.), *Anthroposophie in Geschichte und Gegenwart* (S. 89–123). Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag.
- Mattiesen, E. (1925). *Der jenseitige Mensch: Eine Einführung in die Metapsychologie der mystischen Erfahrung*. Berlin: Walter de Gruyter.
- Nahm, M. (2012). *Wenn die Dunkelheit ein Ende findet: Terminale Geistesklarheit und andere Phänomene in Todesnähe*. Amerang: Crotona.
- Nahm, M. (2019). „Ich sehe was, was du nicht siehst“ oder: Wie erlangt man (keine) Erkenntnisse der höheren Welten? Ein Exkurs über Rudolf Steiners „Geisteswissenschaft“. *Zeitschrift für Anomalistik*, 19, 189–212.
- Schwenke, H. (2014). *Transzendente Begegnungen: Phänomenologie und Metakritik*. Basel: Schwabe.
- Tafel, J.F.I. (1845). *Sammlung von Urkunden betreffend das Leben und Charakter Emanuel Swedenborg's (4. Abtheilung)*. Tübingen: Verlags-Expedition.

Imants Barušs & Julia Mossbridge

Transcendent Mind Rethinking the Science of Consciousness

Washington, DC: American Psychological Association, 2017
ISBN 978-1-4338-2277-3, X, 249 Seiten, € 52.55

Rezensent:

GERHARD MAYER⁶

Der vergleichsweise hohe Preis bei begrenztem Umfang, der seriös klingende Titel und die zwar etwas psychedelisch wirkende, aber für amerikanische Verhältnisse dennoch zurückhaltende Covergestaltung bei solider Hardcoverausstattung passen zum seriösen Verlag und sind Indikatoren dafür, dass sich das Buch *Transcendent Mind: Rethinking the Science of Consciousness* nicht an ein großes Massenpublikum richtet. Dass die American Psychological Association (APA) ein Werk verlegt, in dem unverhüllt über parapsychologische Experimente samt positiver Befunde,

6 Dr. Gerhard Mayer ist Psychologe und wissenschaftlicher Mitarbeiter des Instituts für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene e.V. in Freiburg i.Br.; verantwortlicher Redakteur der *Zeitschrift für Anomalistik*, seit 2012 Geschäftsführer der Gesellschaft für Anomalistik e.V. E-Mail: mayer@anomalistik.de

über Nahtod- und außerkörperliche Erfahrungen und sogar über die Möglichkeit der Kontaktaufnahme mit verstorbenen Personen berichtet bzw. spekuliert wird, ist zunächst erstaunlich, wenn man sich die reflexhaften Abwehrbewegungen des wissenschaftlichen Mainstreams bei der Berührung mit solchen Themen vor Augen führt. Eines der bekanntesten Beispiele der jüngeren Vergangenheit ist der Aufruhr, den Daryl Bems Veröffentlichung „Feeling the Future. Experimental Evidence for Anomalous Retroactive Influences on Cognition and Affect“ im renommierten *Journal of Personality and Social Psychology* hervorrief (Bem, 2011). Tatsächlich war es in diesem Fall sogar der Verlag, der an die beiden Autoren, Imants Barušs und Julia Mossbridge, mit dem Vorschlag herantrat, ein Buch zum Thema Bewusstseinsforschung zu verfassen.⁷

Barušs ist Professor für Psychologie am King's University College an der Western University Canada. Er ist schon seit langem in dem in den letzten Dezennien akademisch hoffähig gewordenen Feld der Bewusstseinsforschung tätig. Ein Forschungsschwerpunkt der experimentellen Psychologin und Neurowissenschaftlerin Julia Mossbridge ist die Zeitwahrnehmung und speziell das Verhältnis von bewussten und unbewussten Verarbeitungsprozessen von Ereignissen, wie es in der kurzbiografischen Darstellung im Buch heißt. Beide Autoren haben sich nicht nur theoretisch mit außergewöhnlichen Erlebnissen und Erfahrungen beschäftigt, sondern auch einiges selbst erlebt und verheimlichen dies im Text nicht. Beide sind aber auch Wissenschaftler genug, um die notwendige Distanz zu wahren und dem Erlebten den Stellenwert beizumessen, der ihm auf der persönlichen Ebene, aber auch im Hinblick auf die Frage nach wissenschaftlicher Evidenz zukommt.

Es mag nicht von ungefähr kommen, dass sich diese beiden Autoren zusammengetan haben. Denn für die Auseinandersetzung mit dem Thema Bewusstsein und der Frage des Verhältnisses von Bewusstsein und Gehirn (als physikalisch-materieller neuronaler Struktur) bieten Befunde aus der Anomalistik und speziell der parapsychologischen Forschung stimulierendes Material. Als langjährige experimentelle Forscherin unter anderem am Institute of Noetic Sciences (IONS) in Petaluma/Kalifornien ist Julia Mossbridge bestens mit der entsprechenden Forschungsliteratur vertraut und bringt die themenrelevanten Befunde sachkundig in die Argumentation ein.

In dem Buch wird nicht lange um den heißen Brei herumgeredet. Die zentrale These wird gleich zu Beginn im ersten Absatz der „Introduction“ angeführt:

We are in the midst of a sea change. Receding from view is materialism, whereby physical phenomena are assumed to be primary and consciousness is regarded as secondary. Approaching our sights is a complete reversal of perspective. According to this alternative view, consciousness is primary and the physical is secondary. (S. 3)

Diese These ist natürlich nicht ihre eigene Erfindung, aber sie greifen ein Thema auf, das „denkbar“ geworden ist, d. h. das als eine nicht nur theoretische Möglichkeit zunehmend von

⁷ Persönliche Mitteilung von Julia Mossbridge.

seriösen Wissenschaftlern ernst genommen wird. Auch wenn der Vergleich hinken mag: Die grundlegende Umwälzung (sea change) gleicht in gewisser Hinsicht, nämlich bezüglich der Auswirkung auf das wissenschaftliche Weltbild, derjenigen, die die Einführung der Quantenphysik zu Beginn des 20. Jahrhunderts ausgelöst hatte und deren Nachbeben wir immer noch spüren können. Ein entscheidender Unterschied liegt allerdings darin, dass die Quantenphysik leicht mit dem bekannten methodischen Instrumentarium der Physik geprüft werden konnte, Bestätigung fand und deren grundlegende Annahmen inzwischen zu den am besten bestätigten physikalischen Theorien gehören. Dies kann der Bewusstseinsforschung nicht gelingen, denn deren zentraler Gegenstand, das Bewusstsein, ist äußerst schwer zu fassen. Außerdem kann man nicht auf ein schon vorhandenes, gut etabliertes und allgemein akzeptiertes methodisches Arsenal zurückgreifen.

Dementsprechend müssen die Autoren zunächst verschiedene Formen des Bewusstseins differenzieren – sie nennen vier Hauptbedeutungen des Begriffs – und bestimmen, welchen sie sich in dem Buch zuwenden: dem subjektiven Bewusstsein, das sich auf Erfahrungsinhalte innerhalb einer Person bezieht, die aufgrund von deren „Privatheit“ einem direkten wissenschaftlichen Zugriff verschlossen bleiben, sowie dem Bewusstsein des Subjekts für dessen eigene Existenz. „[...] for us, consciousness refers to subjective events suffused with existential qualia that occur privately for a person“ (S. 15). Auch der titelgebende Ausdruck „transcendent mind“ ist nicht selbsterklärend. Unter „mind“ (Geist) verstehen sie jenen Aspekt der Psyche, der das Bewusstsein nebst allen unbewussten kognitiven Prozessen umfasst; mit dem Adjektiv „transcendent“ nehmen sie Bezug auf die Annahme, dass der „Geist“ von Natur aus transzendent ist und nicht adäquat physikalisch beschrieben werden kann (ebd.). Diese Fragen werden im ersten Kapitel „Beyond Materialism“ behandelt, das auch noch einen kurzen historischen Überblick über die Entwicklung materialistischer Weltdeutungen und deren Varianten bietet.

Die Kapitel 2 bis 6 versuchen, die Besonderheiten des Bewusstseins aus unterschiedlichen Perspektiven heraus zu verstehen, die manchmal stärker an der Interpretation experimenteller Befunde im Bereich der Parapsychologie herausgearbeitet werden, manchmal an der Überzeugungskraft von beeindruckenden Fallberichten aus der Lebenswelt aufscheinen, und schließlich auch aus philosophischen Überlegungen gespeist sind. Die Autoren umkreisen damit in gewisser Weise den zentralen Gegenstand ihrer Untersuchungen, und man könnte das beinahe als eine Form der Amplifikation im Sinne der Jungschen Psychologie betrachten, also das Anreichern und Verstärken einer „Geschichte“ mit Materialien aus unterschiedlichsten Bereichen, um sie in ihren unterschiedlichen Aspekten verständlicher zu machen. Dieses Bild hinkt natürlich ein wenig, da nicht mythisches und symbolisches Material verwendet wird, um diese Anreicherung zu bewirken, wie dies den Jungschen Ansatz charakterisiert. Die Assoziation entstand durch die Heterogenität des Materials und manchmal sogar des Schreibstils, der zwischen wissenschaftlicher Nüchternheit, emotionalem Engagement und lässiger (manchmal beinahe flapsiger) Ansprache der Leserschaft wechselt. Dies unterläuft gelegentlich die Erwartungen des (deutschen?) Lesers und hat darin schon beinahe etwas Tricksterhaftes.

Das mit „Shared Mind“ betitelte zweite Kapitel beschäftigt sich mit Phänomenen, die Verbindungen zwischen Menschen auf Bewusstseinssebene nahelegen und nicht mit konven-

tionellen Modellen erklärbar sind. Das betrifft hauptsächlich Hellsehen und Telepathie, aber auch Konzepte wie den *long body*, das von William Roll (2008) von den Native Americans übernommen und als Erklärungsmodell in die Parapsychologie eingeführt wurde. Der Bereich der Krisentelepathie bietet lebensweltliche Fallbeispiele für ein „geteiltes Bewusstsein“, „shared mind“, dem im Labor mit verschiedenen experimentellen Paradigmen (z. B. Telefon-Telepathie, Ganzfeld-Experimente, Remote-Viewing-Experimente) nachgegangen wird. Die Autoren lassen die Beschreibung von methodischen Problemen, widersprüchlichen Ergebnissen und Schwierigkeiten bei deren Interpretation nicht aus, doch machen sie deutlich, dass bei aller möglichen Kritik an Einzelbefunden das Gesamtbild sehr überzeugend für die Möglichkeit eines „geteilten Bewusstseins“ spricht.

Im dritten Kapitel „Rethinking Time“ wird die Natur der Zeit, die Zeiterfahrung und deren zentrale Bedeutung für das Bewusstsein untersucht. Dabei betonen sie die notwendige Unterscheidung der alltäglichen Zeiterfahrung (*apparent time*), in der man die Zeit als gerichtet und linear erlebt – ein unaufhörlicher Fluss von der Vergangenheit über die Gegenwart in die Zukunft –, von einer Zeit, die sie *deep time* nennen. Diese strukturieren „the nature of consciousness and physical manifestation, and a possible relationship between the two“ (S. 54). Was genau damit gemeint ist, ist nicht leicht zu fassen, aber das ist vielleicht bei dem in mancher Hinsicht paradoxen Phänomen der Zeit nicht ungewöhnlich. Denn selbst in der Physik ist man sich über deren Natur nicht einig, oder gar darüber, ob sie überhaupt als fundamentale Wirklichkeit existiert. Die verschiedenen physikalischen Auffassungen der Zeit werden kurz beschrieben und eine weitere Differenzierung getroffen, nämlich die zwischen *subjektiver* und *objektiver* Zeit, wobei die erstgenannte die erlebte, letztere die mit der Uhr gemessene Zeit ist. Auch in der *deep time* gibt es die beiden Varianten, die jeweils für die Strukturierung der Reihenfolge der subjektiven und objektiven Erfahrungen/Ereignisse zuständig ist, wenn dies von der alltäglichen Zeiterfahrung nicht geleistet werden kann. Was sich auf den ersten Blick sehr abstrakt anhört, wird verständlicher vor dem Hintergrund der Präkognition bzw. der Vorahnung (*premonition*) oder des Vorempfindens (*presentiment*). Die Autoren geben einen Überblick über wichtige experimentelle Forschung zu diesen Themen (implizite Präkognition in den Experimenten von Daryl Bem, präkognitive Träume, präkognitives Remote Viewing), behandeln das Phänomen der „Lebensrückschau“ bei Nahtoderfahrungen, bei denen in Sekundenschnelle der Verlauf eines ganzen Lebens in vielen Einzelheiten abläuft, modifizierte Zeitwahrnehmung in veränderten Bewusstseinszuständen sowie das Erleben von Zeitlosigkeit, wie es bei mystischen Erfahrungen auftritt. Sie beschließen das Kapitel mit zwei zusammenfassenden Beobachtungen:

The first is that apparent time, whether objective or subjective, is a construction that only applies to limited situations. [...] The deep time of some nonconscious processes does not appear to be the same as subjective apparent time. [...] Further, some of these nonconscious processes appear to be able to access events that are spatially and temporally nonlocal in nature. This is a key reframing of our understanding of consciousness in that now consciousness has been extended into temporal domains beyond apparent time.

Our second concluding observation is that the time experienced during timelessness and the time that characterizes some nonconscious processes are both aspects of deep time,

a sort of time that structures subjective apparent time. Deep time may run concurrently with apparent time, but the relationship between the two needs to be established and understood. (S. 80f)

Dieses Kapitel ist das umfangreichste und gemeinsam mit dem letzten Kapitel das philosophisch anspruchsvollste in dem Buch. Präkognition stellt unter den Psi-Phänomenen die größten Herausforderungen an den „gesunden Menschenverstand“, wie er aus Alltagserfahrung, gepaart mit einem traditionellen physikalisch-säkularen Weltbild, entsteht. Für die Erörterung der Frage, was Bewusstsein charakterisiert, ist eine gründliche Auseinandersetzung mit der Zeit unerlässlich.⁸

Kapitel 4 ist der Survival-Frage und damit auch der Kommunikation mit Verstorbenen, oder genauer: „körperlosen Wesen“ („discarnate beings“), gewidmet – einem Thema, das die parapsychologische Forschung von deren Beginn an beschäftigt und das dennoch nicht unbedingt hoch im Kurs der modernen experimentellen Parapsychologie steht. Dies betrifft mehr die Forscher in Deutschland als in den USA oder auch England, wo der Glaube an das Überleben eines Teils des Menschen nach dessen physischem Tod stärker verbreitet ist (Mayer, 2016). Dementsprechend mag der eine oder die andere zusammensucken, wenn in dem Buch ernsthaft über eine solche Möglichkeit der Kontaktaufnahme und Kommunikation nachgedacht wird. Doch auch hier zeigen eindrucksvolle Spontanberichte und kluge Experimente, dass man sich ergebnisoffen diesem Thema zuwenden sollte. Es wird von spontanen Kontakten mit den „Toten“ berichtet, von gewollten Kontaktaufnahmen und Mediumismus, wobei beide Autoren eigene Erfahrungen mit einbringen können. Außerdem werden „ungewollte Eindringlinge“ („unwanted intruders“) genannt, wo dann die Themen Besessenheit und Exorzismus zur Sprache kommen. Die beiden Erklärungshypothesen für die Interaktion mit „Verstorbenen“, nämlich die Survival- und die Super-Psi-Hypothese, werden diskutiert, wofür auch der recht spektakuläre Fall der Kontaktaufnahme zu dem verstorbenen ungarischen Schachmeister Géza Maróczy (1870–1951) vorgestellt wird. Die über ein nicht schachspielendes Medium von „Maróczy“ erhaltenen Informationen waren auf verblüffende Weise spezifisch und auch zeitgebunden. Ob die Survivalfrage allerdings abschließend mit wissenschaftlichen Mitteln geklärt werden kann, bleibt meiner Ansicht nach zu bezweifeln, denn Alternativerklärungen können nie völlig ausgeschlossen werden; also im Fall Maróczys, dass die erhaltene Information irgendwo (in einer Person oder einer Art kollektivem Gedächtnis) noch „abgespeichert“ vorliegt und dass das Medium sie auf helllichtigem oder telepathischem Wege produziert. Auch die Autoren sind sich des Problems bewusst und bleiben vorsichtig in der abschließenden Bewertung: „When we consider both the after-death communication literature and the research concerning mediumship, there are a number of features of apparent communication of

8 In seinem Roman *Der Plan von der Abschaffung des Dunkels*, der viele anregende Gedanken zum Phänomen der Zeit enthält, hat der dänische Schriftsteller Peter Høeg diesen Aspekt treffend zum Ausdruck gebracht: „Die Zeit ist nicht etwas, was unabhängig vom einzelnen und von der menschlichen Gemeinschaft fließt. Sie wird auch geformt und aufrechterhalten von der Art, wie die Menschen zusammenleben, und sie hat einen Zusammenhang mit dem Wahrnehmungsapparat“ (Høeg, 1995: 250).

discarnates favoring the survival hypothesis over the super-psi hypothesis [...] Taken together, features such as these have sometimes been judged to tip the scales in favor of survival” (S. 96f).

Das folgende Kapitel „Separation of Mind from Brain“ behandelt die Frage nach der Verbindung des Bewusstseins mit dem Gehirn. Für Barušs und Mossbridge gibt es überzeugende Hinweise dafür, dass das Bewusstsein kein Epiphänomen der Gehirntätigkeit, sondern trotz der in zahllosen Experimenten festgestellten Korrelationen unabhängig davon ist. Diese Hinweise finden sie in drei Bereichen: a) dem Nachweis klarer und höherer Bewusstseinstätigkeit bei einem schwer geschädigten Gehirn, etwa bei Demenz; b) dem Nachweis eines aktiven Bewusstseins bei Hirnstillstand (Nahtoderfahrungen); und c) die anscheinende Kommunikation mit Verstorbenen. Auch hier werden faszinierende Befunde vorgestellt, etwa zu Sterbeterfahrungen und terminaler Geistesklarheit (Nahm, 2012) und zu visuellen Wahrnehmungen von Personen, die von Geburt an blind waren, um nur zwei Beispiele zu nennen. Interessant ist auch die Feststellung, dass das „Gehirn“ (im Hinblick auf die Bewusstseinstätigkeit) anscheinend unter bestimmten Umständen besser funktioniert, wenn es in einem schlechteren physiologischen Zustand ist. Trotz allem warnen die Autoren immer wieder vor voreiligen Schlüssen („One needs to be careful about interpreting data ...“, S. 111) und nennen mögliche Alternativerklärungen, wenngleich sie aus ihrer eigenen Einschätzung der Befundlage keinen Hehl machen.

In Kapitel 6 („Direct Mental Influence“) wird schließlich das Thema Psychokinese (PK) im weitesten Sinn unter die Lupe genommen, also die Möglichkeit einer mentalen Einwirkung auf physikalische Objekte. Zunächst werden die experimentellen Befunde der Laborexperimente mit Zufallsgeneratoren (REGs) und deren Vorläufern sowie die Doppelspalt-Experimente unter Einbezug einer parapsychologischen Fragestellung vorgestellt. Gerade unter dem letztgenannten Paradigma kommt es zu verblüffenden Effekten, die den gesunden Menschenverstand herausfordern. Neben Mikro-PK- werden auch Makro-PK-Effekte beschrieben, etwa wie sie in Spukfällen auftreten, und auch das berühmte „Philip-Experiment“ wird genannt, in dem eine Gruppe einen „Geist“ mitsamt seiner Lebensgeschichte erfindet und dann in Séancen zum Erscheinen bringt (Owen & Sparrow, 1976). Weitere Themen in diesem Kapitel sind Spontanremissionen bei Krankheiten sowie „Fernheilen“, die etwas weiter von den klassischen Themen der Parapsychologie entfernt sind, aber dennoch eindrucksvoll die „Macht des Geistes über die Materie“ aufzeigen.

Nach diesem Durchlaufen der Hauptthemenfelder der parapsychologischen Forschung mit dem Ziel, damit die Natur des Bewusstseins verständlicher zu machen, folgt mit dem siebten Kapitel („Reintegrating Subjectivity into Consciousness Research“) ein Schwenk zur Ebene der Forschungsmethodik. Das bietet sich in einem wissenschaftlichen Buch über die Natur des Bewusstseins an, denn die Forschung in diesem Feld beinhaltet besondere Herausforderungen. Bewusstsein kann nicht von außen und ohne subjektive Beobachtung untersucht werden. Dies war der Grund, weswegen *consciousness studies* erst in den 1980er Jahren und nur langsam vom wissenschaftlichen Mainstream als seriöses Forschungsgebiet akzeptiert wurden. Zunächst beschreiben Barušs und Mossbridge die verschiedenen Probleme und Fallstricke vom Umgang mit subjektiven Berichten als Datenmaterial, etwa Verzerrungen der Wahrnehmung und

Interpretation, Vergessen von Details usw., um dann Formen der „Erste-Person-Methoden“ in der Psychologie vorzustellen. Dies sind alles wertvolle Hinweise, und ihre Forderung nach einer Integration von Erste-Person- und Dritte-Person-Zugängen zur Bewusstseinsforschung ist sinnvoll, wie auch die gezielte Entwicklung der Fähigkeit zur Selbstbeobachtung als wünschenswert erscheint. Allerdings geht mir die Vorstellung der „Wissenschaft als spiritueller Praxis“ (S. 158; Barušs, 2007) und das Bilden „kontemplativer Observatorien“ (S. 159) etwas zu weit, bekommt einen zu missionarischen Ton; und wenn der Abschnitt „Self-Development for Consciousness Researchers“ mit dem Satz beginnt: „Self-examination, when taken seriously, can have life-changing results“ (S. 164), so würde man das eher in einem populärwissenschaftlichen psychologischen Ratgeber zur Selbsterfahrung und -optimierung erwarten als in einem wissenschaftlichen Werk über die Bewusstseinsforschung.

Im letzten Kapitel, das als Überschrift den Buchtitel trägt, werden nochmals dicke Bretter gebohrt. Modelle des Zusammenhangs von Bewusstsein, Gehirn und Körper wie auch der Wirklichkeit insgesamt werden vorgestellt und diskutiert. So etwa das „Filter-Modell“, nach dem das Gehirn als ein Filter für die subjektiven Erfahrungen funktioniert, der unter bestimmten Bedingungen (veränderte Bewusstseinszustände) modifiziert und in der Filterfunktion reduziert werden kann. Damit werden Phänomene verständlicher, die unter der Überschrift „shared mind“ zusammengefasst sind. Einfach ausgedrückt: Bei reduzierter Filterfunktion unseres Gehirns werden Verbindungen bemerkt und erfahrbar, die im Alltagsbewusstsein weggefiltert werden. Damit könnten beispielsweise Telepathie und Hellsehen erklärt werden. Für Präkognition reicht das allerdings nicht, denn hier kommt das Problem der linearen Gerichtetheit in der im Alltagsbewusstsein wahrgenommenen Zeit (*apparent time*) ins Spiel. Um diesem Problem Rechnung zu tragen, wird das sogenannte „Flicker-Filter-Modell“ vorgestellt. Danach gibt es auf einer tieferen Ebene keine gerichtete Zeit mit Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, sondern nur Reihen von „Jetzt“ („nows“) in verschiedenen Blockuniversen:

The idea is that physical manifestation comes into existence and disappears, over and over again, producing the appearance of a continuous stream of consciousness from a series of discrete “nows”. [...] The “void” from which everything emerges can be conceptualized as a prephysical substrate [...] or deep consciousness from which both physical and mental events arise. (S. 181, Hervorh. im Orig.)

Natürlich sind solche Modelle hochspekulativ. Sie überschreiten auch deutlich das, was in menschlichen Maßstäben leicht zugänglich ist. Dennoch sind sie überaus anregend. Wie ja die Quantenphysik zeigt, verhält sich die Welt nicht unbedingt in einer Weise, die unmittelbar verständlich und intuitiv begreifbar ist. Gerade die merkwürdigen zeitbezogenen Phänomene der Präkognition und *retrocausation* samt ihrem Zusammenhang mit der Bewusstseinstätigkeit weisen auf die Fehlstellen bestehender physikalischer Weltmodelle hin und fordern deren Erweiterung. Die Geschichte der Physik sollte jedem wissenschaftlich neugierigen Geist klar machen, dass dies eine angemessenere Strategie darstellt, als einfach nur diesen Phänomenen die Existenz abzuspochen.

Zum Schluss geben die Autoren noch zehn Leitlinien für eine zukünftige Bewusstseinsforschung (S. 184ff), die neben Erwartbarem und Bekanntem (z. B. Arbeit mit begabten Versuchspersonen) auch ungewöhnliche Vorschläge beinhalten, wie etwa, dass man bewusst Träume nutzen solle, um Einsichten zu gewinnen, bis hin zum Einsatz von Medien zur Befragung verstorbener Forscher, die in Séancen Hinweise zur Lösung wissenschaftlicher Probleme geben könnten. Hier werden sich manch einem Wissenschaftler „die Zehennägel aufrollen“, doch wie der Philosoph und Wissenschaftstheoretiker Paul Feyerabend (1976) basierend auf seiner Analyse der Geschichte wissenschaftlichen Erkenntnisgewinns geschrieben hatte: „Anything goes.“ Barušs und Mossbridge generieren solche „verrückten“ Vorschläge nicht aus einer Haltung der Beliebigkeit heraus, sondern leiten sie aus ihrem Modell sowie der Akzeptanz paranormaler Phänomene ab, wobei sie noch einmal auf das schon oben angeführte Beispiel des ungarischen Schachmeisters Géza Maróczy eingehen. Das ist provozierend, aber auch erfrischend.

Ich habe das Buch mit Gewinn gelesen und kann es auch unvoreingenommenen Skeptikern empfehlen, denn es bietet viel anregendes und zum gründlichen Nachdenken aufforderndes Material. Die sehr sporadisch auftretenden missionarischen Anflüge sind gut zu verkräften. Wenn nur der hohe Verkaufspreis nicht wäre ...

Literatur

Barušs, I. (2007). *Science as a spiritual practice*. Exeter: Imprint Academic.

Bem, D. J. (2011). Feeling the future: Experimental evidence for anomalous retroactive influences on cognition and affect. *Journal of Personality and Social Psychology*, 100, 407–425. doi:10.1037/a0021524

Feyerabend, P. (1976). *Wider den Methodenzwang*. Frankfurt/M: Suhrkamp.

Høeg, P. (1995). *Der Plan von der Abschaffung des Dunkels*. München: Hanser.

Institut für Demoskopie Allensbach (2002). *Gespenster und böse Geister: Stehen wir vor einer Zunahme des Glaubens an das Irrationale?* Online verfügbar unter http://www.ifd-allensbach.de/uploads/tx_reportsdocs/prd_0201.pdf

Mayer, G. (2016). Wie steht es um Parapsychologie und Anomalistik? Ergebnisse einer Online-Umfrage. *Zeitschrift für Anomalistik*, 16, 344–369.

Moore, D. W. (2005). *Three in four Americans believe in paranormal*. Online verfügbar unter <http://www.gallup.com/poll/16915/Three-Four-Americans-Believe-Paranormal.aspx>

Nahm, M. (2012). *Wenn die Dunkelheit ein Ende findet: Terminale Geistesklarheit und andere ungewöhnliche Phänomene in Todesnähe*. Amerang: Crotona.

Owen, I. M., & Sparrow, M. (1976). *Conjuring up Philip: An adventure in psychokinesis*. New York, NY: Harper & Row.

Roll, W. G. (2008). Psi and the long body. *Australian Journal of Parapsychology*, 8, 6–28.

Alex Tanous, Elaine Schwinge, Andrew F. Bambrick

Psi in Psychotherapy: Conventional & Nonconventional Healing of Mental Illness

Hindhead: White Crow Books, 2019

ISBN 978-1786770875, 184 Seiten, £12,99

Rezensentin:

SARAH POHL⁹

Psi in Psychotherapy – dieser Buchtitel lässt eventuell die Erwartung auf ein Methodenhandbuch zum psychotherapeutischen Umgang mit Menschen, die Psi-Erfahrungen gemacht haben, aufkeimen. Dieses Buch kann solche Erwartungen nicht erfüllen, jedoch lässt es möglicherweise die Herzen von historisch interessierten Lesern höher schlagen. Denn, und dies machen Stanley Krippner und Cal Cooper in ihrem Vorwort deutlich, als historisches Dokument sollte der Band auch verstanden werden. In dem Buch wird anhand von fünf Fallbeispielen aus der psychotherapeutischen Praxis der Versuch dokumentiert, die Psi-Fähigkeiten des medial begabten Alex Tanous (1926–1990) mit einer tiefenanalytisch orientierter Psychotherapie, vertreten durch die Psychiaterin Elaine Schwinge, zu verbinden. Dr. Bambrick, der Dritte im Bunde und Psychotherapeut in privater Praxis, begleitete das unkonventionelle Experiment von Schwinge und Tanous wissenschaftlich. Leider hatte Tanous zu Lebzeiten nicht das Vergnügen, dieses Buch in gedruckter Version in den Händen zu halten, sondern es ist der Alex Tanous Foundation for Scientific Research (Portland, Maine, USA) zu verdanken, dass es entstehen konnte. (Das Originalmanuskript lässt sich übrigens auf Nachfrage bei der Alex Tanous Foundation oder im Rhine Research Center einsehen.) Gerahmt wird der Originaltext der drei Autoren durch ein ausführliches Vorwort von Callum E. Cooper und Stanley Krippner sowie ein Nachwort von Adrian Parker. Ohne diese Rahmung, die sehr deutlich den historischen Kontext und den damaligen Zeitgeist betont, würde der Text einen gewissen Nachgeschmack und viele offenen Fragen hinterlassen.

Krippner und Cooper würdigen im Vorwort das historische Verdienst Tanous für die Parapsychologie. Dabei stellen sie ihn kurz vor und verweisen auf dessen paranormale Fähigkeiten, die er über 20 Jahre auch von der American Society for Psychical Research untersuchen ließ. Tanous selbst dokumentierte seine Fähigkeiten seit frühester Kindheit (Tanous, 1976). Dieses Buch, so verdeutlichen Krippner und Cooper (S. xvii), soll eher als historisches Dokument und weniger als Handlungsanleitung zum Umgang mit Psi in der Psychotherapie verstanden werden. Sie beziehen sich auf aktuelle Definitionen klinischer Parapsychologie (Kramer, Bauer

⁹ Dr. Sarah Pohl ist seit fast acht Jahren wissenschaftliche Mitarbeiterin bei der Parapsychologischen Beratungsstelle in Freiburg. Nach dem Diplom in Erziehungswissenschaft und einem Lehramtsstudium promovierte sie zum Thema „Kinder und Erziehung in Sekten“.

& Hövelmann, 2012) und machen deutlich, dass aus heutiger Sicht manches, was von den Autoren propagiert wird, als veraltet, überholt oder kritisch angesehen werden muss. Die Pionierarbeit von Tanous im Bereich „Psychic counseling“ wird gewürdigt, denn Tanous machte bereits zu einem sehr frühen Zeitpunkt darauf aufmerksam, dass Telepathie, Hellsichtigkeit, Präkognition usw. nicht notwendigerweise pathologische Symptome seien, sondern einen Teil des normalen menschlichen Erlebens darstellen (S. xxi).

Im Vorwort wird u. a. auch das methodische Vorgehen Tanous beschrieben, der in Zusammenarbeit mit der Psychiaterin Schwinge Diagnosen auf Grundlage seiner Psi-Fähigkeiten erstellte, überprüfte und mit unterschiedlichen Methoden heilend in therapeutischen Prozessen mitwirkte (S. xxv). Tanous hatte dabei ein Feuerwerk von unkonventionellen Methoden im Repertoire, das von Aurallesen und Energieheilung bis hin zu Telepathie und Präkognition zu diagnostischen Zwecken reicht. Krippner und Cooper verweisen auch auf konventionelle Erklärungen zu den Psi-Fähigkeiten Tanous' (wie Cold Reading oder Barnum Statements).

Die Vorrede und Einführung von Tanous, Schwinge und Bambrich aus dem Jahr 1985 weisen deutliche Bezüge zum Zeitgeist der 70er und 80er Jahre auf. Der für die damalige Zeit typische Boom im esoterischen und alternativmedizinischen Bereich wird thematisiert. Die Autoren reflektieren außerdem die eher ablehnende Haltung gegenüber Heilern und medial veranlagten Menschen in der westlichen Kultur und kontrastieren diese mit dem eher positiven Umgang mit Psi in indigenen Kulturen. Sie möchten mit der im Buch vorgestellten Vorgehensweise einen Brückenschlag zwischen „konventionellen und unkonventionellen Behandlungsmethoden“ in der Psychotherapie versuchen.

Im Kapitel 1 „The Meeting“ wird das – wie sollte es auch anders sein – durch präkognitive Träume begünstigte Zusammentreffen von Schwinge und Tanous beschrieben. Zunächst jedoch wird Tanous vorgestellt, „a multi-gifted psychic“ (S. 13), der 1926 in Van Buren, Maine geboren wurde. Trotz katholischer Prägung gelang es ihm letztlich, von einer negativ ablehnenden Sicht auf seine bereits in frühestem Alter vorhandenen Fähigkeiten zu einem eher neugierigen und positiven Umgang mit seinen Veranlagungen zu gelangen.

Die 1920 geborenen Elaine Schwinge erbt die Leidenschaft, sich mit psychisch Kranken zu beschäftigen, von ihrem Vater. In den Bereich der alternativen Heilmethoden kam sie aufgrund einer Heilung von einem Krebsleiden durch die Unterstützung ihrer Glaubensgemeinschaft. Ein weiteres Interessengebiet von ihr sind Träume und deren Nutzen in der Psychotherapie. Letztlich führte ein Traum von Schwinge, die sich darin mit einem Medium zusammenarbeiten sah, zu einer Begegnung mit Tanous. Nach einem seiner Vorträge stellte sie sich ihm und ihre erträumte Vision einer Zusammenarbeit eines Mediums mit einer Psychologin vor.

Kapitel 2 „Psi vs. Psychotherapy“ widmet sich zunächst einer begrifflichen Klärung der geplanten Methode „Psi in Psychotherapy“. Die Autoren verdeutlichen, dass durch ihr Vorgehen die Freiheit und Autonomie von Klienten, die beispielsweise durch Erinnerungen aus früher Kindheit belastet sind, erweitert werden sollen (S. 19). Schwinge und Tanous folgen einem psychodynamischen Verständnis zur Entstehung von psychischen Leiden und legen einen Fokus auf frühkindliche, teilweise nicht memorierte Erfahrungen. In diesem Kapitel wird

u. a. auch dargelegt, wie Schwinge und Tanous ihr jeweiliges Rollenverständnis im psychotherapeutischen Prozess begreifen und welches diagnostische Vorgehen Schwinge anwendet. Es sind durchaus Ansätze vorhanden, dieses Rollenverständnis kritisch zu diskutieren. Schwinge steht mit ihrem Vorgehen stark in der Tradition der klassischen analytischen Tiefenpsychologie.

Die Autoren gliedern den therapeutischen Prozess in drei Phasen: die Initial-, die mittlere und die Terminalphase. In der Initialphase kann, nach kurzer Vorinformation durch die Therapeutin und einer Beurteilung, ob der Klient geeignet für die unkonventionelle Methoden des Mediums ist, eine erste diagnostische Einbindung des Mediums erfolgen. Dabei könne das Medium z. B. auch beurteilen, wie es um die Bereitschaft zur Veränderung beim Klienten bestellt sei, etc. (S. 29). In der mittleren Phase besteht die Hauptaufgabe des Mediums darin, mittels diversen Psi-Techniken den Behandlungsplan für den Klienten zu verstärken und die Compliance zu erhöhen. In der Schlussphase kann das Medium bei der Prozessbeurteilung unterstützend mitwirken und dabei helfen, Prognosen für die weitere Entwicklung anzustellen.

Im dritten Kapitel meldet sich Tanous in Ich-Form zu Wort und erklärt dem Leser den Zusammenhang von „Body, Mind and Spirit“. Er bezieht sich dabei auch ausdrücklich auf seine christlich geprägte Weltansicht und nennt Jesus Christus als seinen „one and only teacher“ (S. 39). Darüber hinaus propagiert er eine synkretistische Sicht auf die Zusammenhänge aller Dinge und bezieht neben religiösen Konzepten auch u. a. die Psychoanalyse mit ein. In diesem Kapitel fallen die selbstimmunisierenden Konzepte Tanous als besonders problematisch auf: Ist eine Behandlung erfolgreich, schreibt er dies seinen Fähigkeiten zu; bei Misserfolg liegt dies, vereinfacht ausgedrückt, an mangelnder Bereitschaft und Offenheit des Klienten zur Mitarbeit (S. 40).

Kapitel 4, „Dr. Alex Tanous as a Healer“, stellt explizit die Heilfähigkeiten von Tanous in den Vordergrund. Auch hier sucht man vergebens nach einer selbstkritischen, die eigenen Grenzen betonenden Haltung, sondern erfährt vielmehr, dass Tanous ein „superstar in the field of psychics“ sei (S. 45). Eine Kostprobe der außergewöhnlichen Heilfähigkeiten wird anhand von vier Fallbeispielen gegeben, die sich weitestgehend auf somatische Leiden beziehen. Im ersten Fall geht es um die Heilung eines Krebspatienten mittels Handauflegung. Anschließend folgen zwei Fallbeispiele von Unfallopfern, die Tanous durch Energieübertragung heilte, sowie die Heilung eines Augenleidens. Diese Heilungen sollen allein durch Tanous' Fähigkeiten zustande gekommen sein. Von einer Aktivierung der Selbstheilungskräfte, Placebo-Effekten oder Ähnlichem, was man heute selbstverständlich in Betracht ziehen würde, ist an keiner Stelle die Rede.

Nachdem im ersten Drittel des Buches Einleitung, Selbstdarstellung Tanous' und Erklärungen zum methodischen Vorgehen viel Raum einnahmen, wird in den Kapiteln 5 bis 9 ausführlich der therapeutische Prozess von fünf Klienten vorgestellt.

Erfreulich sind bei diesen Kapiteln die klare und transparente Struktur und die erfrischende Erzählweise, in der die Fälle präsentiert werden. Beginnende mit einer kurzen Vorstellung des Klienten und dessen Anliegen erfolgt eine biographische Anamnese, eine Anamnese der Familiengeschichte und eine sogenannte Evaluationsphase.

Der Leser lernt den manisch-depressive Ted kennen, erfährt etwas über die depressive und übergewichtige Lois und die von Ängsten heimgesuchte June. Weiter wird der von Blutdruckproblemen, Ängsten und Nikotinsucht geplagte Tom vorgestellt und abschließend Mildred, die an psychosomatischen Störungen leidet. Den fünf Fälle liegen unterschiedliche Diagnosen zugrunde, wie etwa eine bipolare Störung, Angststörungen, Depression, etc.

Positiv ist zu erwähnen, dass die Klienten in ihrem jeweiligen systemischen Kontext und ihrer aktuellen Situation gesehen und gewürdigt werden und an vielen Stellen deutlich wird, welche äußeren Umstände und Einflüsse für die Entwicklung der psychischen Leiden ursächlich sein können. Auch der Familienanamnese wird viel Raum gegeben, und so erfährt der Leser sehr transparent und nachvollziehbar viele ausschlaggebende und wichtige Details aus dem Leben der Betroffenen. In den Fallschilderungen werden Respekt und Wertschätzung für die Klienten an vielen Stellen greifbar, und das annehmende und verstehende Paradigma der Autoren wird in der Form der sprachlichen Falldarstellung sehr deutlich.

Es folgt eine genaue Beschreibung des Vorgehens von Tanous in den jeweiligen Fällen. So wählte er, wie schon beschrieben, unterschiedliche Methoden, die von Auralesen über die Heilung durch Handauflegen bis zur Wiedergabe von telepathischen Eindrücken traumatischer ursächlicher Situationen, an welche sich die Klienten nicht mehr erinnern konnten, reichten. Jede Fallbeschreibung beinhaltet auch eine Liste mit therapeutischen Zielen, deren in den meisten Fällen erfolgreiches Erreichen in der „Final Evaluation“ dargestellt wird. Spannend wäre es an dieser Stelle, auch über gescheiterte Fälle zu erfahren.

Die weitere Entwicklungen und Veränderungen im psychotherapeutischen Prozess werden thematisiert. Dabei wird allerdings nicht deutlich, welche der Veränderungen auf die Interventionen des Mediums, welche auf die Interventionen des Therapeuten und welche auf den Klienten selbst zurückgeführt werden. Insofern bleiben die Fallbeispiele einer Begründung der Wirksamkeit von Psi in der Psychotherapie schuldig. Sowohl Schwinge als auch Tanous wenden eine Vielzahl von konventionellen und unkonventionellen Methoden an. So kommen beispielsweise auch psychoedukative und entspannungstherapeutische Elemente in vielen Fällen zum Einsatz. Tanous' Anteil in diesem Prozess und die Frage, wie sinnvoll dessen Interventionen sind, werden an keiner Stelle kritisch diskutiert. Vielmehr sollen die Fallbeispiele für sich sprechen und den Eindruck entstehen lassen, dass der Einsatz von „Psi in Psychotherapy“ eine durch und durch erfolgversprechende Methode mit enormem Heilungspotenzial ist. Die Hoffnung der Autoren (Postscriptum), dass Psi als Methode in der Therapie in einigen Jahrzehnten etablierter Bestandteil werden könnte, hat sich, das kann man nun fast 40 Jahre später feststellen, nicht erfüllt.

Erfreulicherweise endet das Buch nicht mit den fünf Fallbeispielen. Der Psychologe Adrian Parker hat ein Nachwort beigesteuert, das einerseits wiederholt daran erinnert, den Text als historisches Dokument, geboren aus dem Zeitgeist der 70er Jahre, zu verstehen, und andererseits das methodische Vorgehen der drei Autoren vor dem heutigen Wissensstand einordnet. Parker hebt die Bedeutung der therapeutischen Beziehung hervor. Er nimmt Bezug auf die Placebo-Forschung, thematisiert die Aktivierung von Selbstheilungskräften durch bestimmte

Glaubensvorstellungen und verdeutlicht, dass Therapie auch unerwünschte Nebenwirkungen haben kann. Es gelingt ihm, einen kritischen und relativierenden Blick mit einer für bedeutungsbezogene Interpretationskonzepte offenen Haltung zu kombinieren. Letztlich spricht er auch die Bedeutung von spirituellen Glaubensvorstellungen für die somatische Gesundheit an.

Die Lektüre dieses Buches ist zwar nicht für nachahmungsfreudige Psychotherapeuten empfehlenswert, dennoch liefert die Auseinandersetzung mit Tanous und dessen persönlichen Haltungen und Überzeugungen einen spannenden Einblick in die psychischen Strukturen dieses in vielerlei Hinsicht sicherlich außergewöhnlichen Menschen. Auch kann das Buch Praktizierende dazu anregen, der persönlichen Haltung, der wertschätzenden, annehmenden und empathischen Beziehung zum Klienten einen höheren Stellenwert einzuräumen. Denn letztlich geschieht Veränderung nicht nur aufgrund eines ausgefeilten Methodeneinsatzes, sondern vor allem durch therapeutische Beziehungsarbeit.

Offen bleiben viele wichtigen Fragen. So wäre es etwa von Interesse, zu erfahren, in welchen Fällen sich Tanous irrte und wo „Psi in Psychotherapie“ eventuell auch eine schädigende Wirkung haben könnte. So könnte beispielsweise eine Übernahme von Verantwortung für Veränderung verhindert werden, indem der Klient zu wenig Selbstwirksamkeit erfährt oder indem Ängste eher geschürt als vermindert werden. Auch die Frage, ob die vermeintlich stabilisierende Wirkung durch das Eingreifen des Mediums nur von vorübergehender Natur sein könnte, wird nicht diskutiert. Durch die Interventionen eines Mediums können sich im weiteren Verlauf auch unerwünschte Nebenwirkungen oder eine langfristige psychische Destabilisierung einstellen (Lucadou, 2002). Insofern kommen in meinen Augen zentrale und wichtige Aspekte deutlich zu kurz.

Erfreulich ist allerdings der ausführliche Anhang mit einer Literaturliste zum Thema „Psi in Psychotherapie“.

Literatur

- Kramer, W.H., Bauer, E., & Hövelmann, G.H. (Hrsg.) (2012). *Perspectives of clinical parapsychology*. Bunnik: Stichting Het Johan Borgman Fonds.
- Lucadou, W.v. (2002). Hexenung: Erfahrungen einer parapsychologischen Beratungsstelle. In Walter Bruchhausen (Hrsg.). *Hexerei und Krankheit: historische und ethnologische Perspektiven* (S. 195–218). Münster: LIT.
- Tanous, A., with Ardman, H. (1976). *Beyond coincidence: One man's experiences with psychic phenomena*. New York, NY: Doubleday.

Louis Proud

Borderland Phenomena Volume One: Spontaneous Combustion, Poltergeisty and Anomalous Lights

Milton Keynes: August Night Books, 2019

ISBN 978-1786770790, 220 Seiten, \$18,36

Rezensent:

ULRICH MAGIN¹⁰

Es gab in den vergangenen Jahrzehnten bereits mehrere Versuche, eine Art große Synthese aller fortianischen Phänomene¹¹ zu erstellen – vom fortianischen Skeptizismus (Dash, 1997) über fortianisch angehauchte Hypothesen um Ultraterrestrier (Keel, 1978) oder Dämonen (Holiday, 1974), die (bei Keel) an der mangelnden Faktentreue und (bei Holiday) an der übergroßen Leichtgläubigkeit scheitern mussten. Das vorliegende Werk, Louis Prouds *Borderland Phenomena Volume One*, ist ein weiterer solcher Versuch, der irgendwo zwischen Dashes Pragmatismus und Keels Sensationslust anzusiedeln ist.

Zumindest behaupten das die Vorschusslorbeeren. Dem Buch vorangesetzt (S. iv–v) sind Lobpreisungen solch origineller und herausragender Schriftsteller wie Gary Lachman, dem Chronisten des Okkulten und der Esoterik, und Whitley Strieber, dem wohl intelligentesten Autor, wenn es um die Beschreibung eigener Erfahrungen mit dem UFO-Phänomen geht. Nach Strieber „funkelt [das Buch] leuchtend hell, wenn der Autor die Ränder [des Wissens] mit Kenntnis, Einsicht und Sorgfalt erforscht. Ein wunderbares Abenteuer!“ Und Lachman sieht das Werk als „faszinierenden Ausflug in das bislang noch nicht Erforschte, das mehr als nur ein X-File wert ist“. Für Mitch Horowitz ist Proud „der rechtmäßige Erbe von Charles Fort“.

Das Buch ist, der Titel verrät es, der erste Band eines intendierten zweibändigen Werkes, das fortianische Phänomene dort erkunden soll, wo sie sich deutlich als physikalische Realität oder Fast-Realität erweisen. Es will als Beitrag zu den Naturwissenschaften verstanden werden.

10 Ulrich Magin ist freier Autor und Übersetzer sowie Deutschlandkorrespondent und Kolumnist der *Fortean Times*.

11 Nach Charles Hoy Fort (1874–1932), dem amerikanischen Autor, der sich die Sammlung wissenschaftlicher Anomalien zur Lebensaufgabe gemacht hatte. Nach Fort sind nach ihm benannte „fortianische Phänomene“ (jene Erscheinungen, die die Wissenschaft als Täuschung zurückweist, obwohl sie tausendfach erlebt werden) keine „Tatsachen“, sondern „Daten“, die uns Aspekte der Welt, niemals aber die ganze Welt deuten lassen können. Sie sind – wie auch unsere Realität – nur erfahr-, nicht aber erklärbar. Jede „Erklärung“ der Welt ist bloß eine Annäherung, die immer nur Teilaspekte einer größeren Realität andeutungsweise zu erfassen vermag.

Der erste von drei großen Abschnitten untersucht das Phänomen der spontanen Selbstentzündung von Menschen (spontaneous human combustion, SHC). Proud bietet eine minutiöse Darstellung der bekanntesten Fälle (Reeser, Dickens, Heymer) und erwägt Thesen der Vertreter der Echtheit dieses Phänomens (Larry Arnold, Heymer) sowie Einwände der Kritiker (Nickell). Dabei kommen ihm die Vorstellungen der Verfechter eines echten SHC-Phänomens (SHC ereignen sich an Orten, die geografisch auf geraden Linien angeordnet sind, Kundalini-Energie vermag sie auszulösen) stets einleuchtender vor als die Gegenmodelle der Verneiner (der „Kerzendocht-Effekt“). Ein Punkt kommt indes nicht zur Sprache: SHC wird immer nur nach dem Ereignis, nie währenddessen festgestellt. Es gibt keine Zeugen, SHC ist also kein Ereignis, sondern stets die Interpretation eines Ereignisses. Die Opfer sind immer alleinstehende Menschen, die man eben bis zu Asche verbrannt auffindet. Warum entzündet sich nie jemand, wenn eine Person auch nur in der Nähe ist? Sollte ein echtes Naturphänomen nicht eben zumindest ein beobachtbares Phänomen sein und keine Deutung?

Proud favorisiert eine Erklärung, die in der späteren Diskussion im Buch keine Rolle mehr spielt: Er hält einen unbewussten, unbeabsichtigten Selbstmord durch Aktivierung des körpereigenen Elektromagnetismus für „die plausibelste Theorie“ (S. 73). Denn der Körper erzeuge statische Elektrizität – oder, anders gesagt, Orgonenergie –, mittels derer sich die zum Großteil depressiven, alkoholisierten Opfer von SHC umbrächten. Es gehen also viele Begriffe auf engstem Raum sehr schnell durcheinander.

Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit „Poltergeistry“, also Poltergeistern. Auch hier findet sich unter den dargestellten Fällen wenig Unbekanntes (Proud referiert die Fälle Amherst, Enfield und recht kurz Pontefract, Bell Witch, Miami (Roll), Rosenheim sowie Matthew Manning, die Autoren Kardec und Swedenborg sowie David- Néels Ausführungen zu den *Tulpas*). Proud erwägt die animistische und die spiritistische Erklärung und schlägt vor, Poltergeister als (eventuell vom Menschen abhängige) Entitäten zu betrachten, die das Hochspannungssyndrom (HVS) und die elektrische Hypersensitivität (EHS) der Menschen (S. 125) ausnutzen, um sie heimzusuchen. Um zu belegen, dass Medien im Labor als Teil von Psychokinese Feuer erzeugen können, gibt er einen Bericht aus dem englischen Boulevardblatt *Sunday People* über die russische Sensitive Kulagina wieder (S. 132). Es sei, so schränkt er ein, der einzige Hinweis, den er habe entdecken können.

Er schlussfolgert (S. 134): „Obwohl es längst noch nicht bewiesen ist, besteht wohl eindeutig ein Zusammenhang zwischen SHC und Poltergeisterei, da beide der Kraft des Unterbewusstseins entstammen und sich auf eine gewisse Weise auf das elektrische System des Körpers beziehen.“¹²

Es folgt ein „Journey to Fairyland“ betitelter Abschnitt, in dem diverse Phänomene wie Feuerpoltergeister, Elfen und Dschinns auftauchen, ohne recht vertieft oder verknüpft zu werden, dann als drittes großes Thema der komplexe Bereich anomaler Lichter. Die von Paul

12 „Though far from proven, it seems fairly clear that a connection exists between SHC and poltergeistry, in that both spring from the power of the subconscious mind and are somehow related to the body's electrical system.“

Devereux postulierten Erdlichter werden nicht als eine Annahme von Devereux, sondern als wissenschaftlich erwiesene Tatsache präsentiert. Proud kommt nun (wenn ich ihn recht verstanden habe) zu dem Schluss, dass Kobolde, Dschinns, Kugelblitze und UFOs intelligente Wesenheiten aus Plasma sind, die unter bestimmten Umständen Menschen töten (daher SHC), weil sie sich von ihrer elektrischen Energie ernähren.

Prouds Quellen sind bei der gesamten Darstellung fast immer populäre, oft oberflächlich recherchierte und von Spekulationen überpralle Bücher wie die von Colin Wilson, Jenny Randles oder Jeanne Cablos („The Science of the X-Files“), kaum je führt er als Belegstelle ein wissenschaftliches oder wenigstens spezialisiertes Paper an.

Ideen, Vorschläge oder Metaphern haben sich wenige Seiten später bereits zu etablierten Fakten gemauert. „Wir konnten also eine Verbindung zwischen dem Dschinn der arabischen Überlieferung, den Feen der europäischen Sagen, Poltergeistfeuern und mysteriösen Lichtphänomenen wie Kugelblitzen und Erdlichtern belegen“,¹³ heißt es zum Beispiel auf Seite 175, obwohl nur die jeweils ähnliche Symptomatik gelistet und bei weitem kein Beweis erbracht wurde, dass Kugelblitze, Dschinns oder Erdlichter eine physikalische Realität sind.

So sind fast alle Schlussfolgerungen Prouds schnell aus der Hüfte gefeuert und werden ohne logische Herleitung präsentiert (S. 154): „Die Beschreibung der Dschinns als ‚aus rauchlosem Feuer erschaffen‘ impliziert eine Art Plasma.“ Wirklich? Oder handelt es sich nicht doch um eine Definition von Naturgeistern, die auf der Vier-Elemente-Lehre gründet?

Prouds Buch ist gut lesbar, aber allzu oft benutzt er schlampige Formulierungen. Sein Buch, so hofft er gleich zu Anfang, sei „much of value to the Fortean seeker or paranormal enthusiast“ (S. 4). Paranormale Phänomene habe ich schon erleben dürfen, aber einen paranormalen Enthusiasten? Und was soll ein Satz wie dieser bedeuten: „Thanks to historical research uncovered by archivist Peter Christie, it’s been revealed that Mrs. Pett had a reputation for being a witch“ (S. 59) – gemeint ist wohl „historical research by archivist Peter Christie uncovered ...“ Und für jemand, der sich als Nachfolger von Charles Fort betrachtet, ist es ein eigentümlicher Fehler, zu behaupten, Fort betrachte Teleportation als Ursache von Fischregen (S. 143), denn Fort schlägt in jedem seiner Bücher eine völlig andere „Erklärung“ für die von ihm behandelten Erscheinungen vor, ohne sich je festzulegen (Fische fallen demnach entweder aus dem Super-Sargassomeer über der Erde, von schwebenden Inseln in der Erdatmosphäre, oder sie werden durch „wilde Talente“, d. h. Medien, befördert). Die vielen Fehler im Kleinen (so wird auf S. 151 das lateinische Wort *Genius* von arabisch *Dschinn* hergeleitet statt umgekehrt), die schnellen logischen Sprünge, das Akzeptieren stets der unwahrscheinlichsten Erklärung als logischste, ohne dass diese Methode als spielerisches Verhandeln des Gegenstandes betrachtet wird, all das trübt den Blick auf diese vorgeblich wissenschaftliche Deutung fortianischer Phänomene beträchtlich.

13 „We’ve managed to establish that a connection exists between the jinn of Arabic lore, the fairies of European folklore, poltergeist fires, and mysterious luminous phenomena such as ball lightning and earth lights“.

Das Buch bietet auf jeden Fall unterhaltsame, teilweise auch anregende Lektüre, den großen Wurf jedoch, den die prominenten Stimmen ankündigen, finde ich nicht. Dazu sind die Überlegungen nicht originell genug, die präsentierten Fälle viel zu bekannt und die hohe Qualität des schriftstellerischen Könnens habe zumindest ich nicht wiederfinden können (der Autor hangelt sich über längere Passagen von schriftstellerischem Klischee zu schriftstellerischem Klischee, da ist etwas „food for thought“, etwas „far from proven, but very likely“ etc. – elegant ist etwas anderes).

Man vertut sich nicht mit diesem Buch, sollte aber auch wenig oder nichts von ihm erwarten. Als eine allgemeine, den Kenner kaum überraschende Zusammenstellung einiger aus der Literatur längst bekannter Fälle kann es dem Neuling die Thematik näherbringen und ihm zeigen, wie produktiv das Material die Phantasie anzuregen vermag; wer schon einige Bücher über die behandelten Themen gelesen hat, ist mit Dashes Einführung um vieles besser bedient.

Literatur

Dash, M. (1997). *X-Phänomene: Spurensuche im Reich des Übersinnlichen*. München: Bettendorf.

Holiday, F. W. (1974). *The Dragon and the Disc*. London: Futura.

Keel, J. A. (1978). *The cosmic question*. St Albans: Panther.

Ulrich Magin

Geheimnisse des Saarlandes

Saarbrücken: Geistkirch Verlag, 2016

ISBN 978-3-946036-53-1, 192 Seiten, € 19,80

Rezensent:

PETER EHRET¹⁴

Abends war es am Fluss immer etwas unheimlich. Seit Jahren raunten sich die Angler schon von einem oder mehreren riesigen Fischen, die sich an dieser Stelle träge an der Wasseroberfläche wälzen sollten. Waren das Welse, die ja so groß werden sollen wie ein

14 Peter Ehret hat einen Magister Artium in Politikwissenschaften, Volkswirtschaftslehre sowie Neuerer und Neuester Geschichte. Nach seinem Erststudium machte er einen Master in Friedens- und Konfliktforschung an der Universidad de Granada, Spanien. Seine Doktorarbeit behandelt die demokratische Legitimität der Europäischen Union mit einem rechtsphilosophischen Schwerpunkt. Heute arbeitet er als Deutschlehrer in Granada.

ausgewachsener Ochse? Riesige Hechte? Störe gar, diese königlichen Fische, die wirken wie weißschimmernde Krokodile?

Es war jedenfalls kein gewöhnlicher Fisch, der aus den Fluten auftauchte. Ein breiter Rücken mit schwarzem, kurzen Fell, von dem das Wasser troff wie von einer gut eingefetteten Plane, davor ein langer Hals mit einer zottigen, feuchten Mähne, die das Wesen mürrisch schüttelte. Davor tauchte der Kopf eines Pferdes auf. Immer höher stieg das Wasserpferd aus den Wogen, stellte sich, noch etwas wackelig, auf seine Beine, trat behutsam auf die Wiese am Fluss und legte sich dort nieder. (Magin, 2016: 11)

Es klingt wie eine Rezitation aus Bernard Heuvelmans' *In the Wake of the Sea-Serpents* (1968). Man vermutet sich an die Küsten New Englands versetzt; oder aber nach British Columbia – zu einer der zahlreichen Sichtungen des Star-Kryptiden *Cadborosaurus*. Doch weit gefehlt. Der Bericht stammt aus dem Herzen Europas und kommt von einem Fluss, der jedem Leser auf Anhieb bekannt sein dürfte: die Saar.

Das kleine Bundesland, dem der Fluss seinen Namen gegeben hat, mag im Hinblick auf seine Geschichte, seine Lage und seine Größe innerhalb der deutschen Länder in vielerlei Hinsicht besonders sein (Magin, 2016: 9). Doch richtig interessant wird es erst, wenn sich ein Autor wie Ulrich Magin mit dem vergessenen Saarland beschäftigt. Wie sein Studienobjekt, so besticht auch er durch einen hohen Grad an Eigenständigkeit. Wie kein Zweiter versteht es Magin, seine Gedanken zu vermitteln – indem er die Zeugen des Unerklärlichen sprechen lässt (Magin, 2000). Auch in *Geheimnisse des Saarlandes* kommen die so genannten „fortianischen Phänomene“ nicht zu kurz. Allerdings geht es Magin in diesem Werk nicht nur um unerklärliche Phänomene. Auch archäologische Rätsel (mit konventioneller Erklärung), vor- und frühgeschichtliche Hinterlassenschaften mit ihrer mystischen Aura sowie „schlichte“ Unwetterkatastrophen sind Gegenstand der Betrachtung. Doch es ist gerade dieser fließende Übergang zwischen konventionellen Begebenheiten und Erlebtem, das in so mancher Interpretation jenseits des gegenwärtigen Wissensverständnisses angesiedelt wird, welcher das Buch so außergewöhnlich macht. In der Tat fühlt man sich in der Art und Weise, wie durch die Schilderungen Zauberer, Wundertiere und Seejungfern in der Saarregion wieder lebendig werden, an einen der magischen Filmklassiker des Studio Ghibli¹⁵ erinnert.

Egal wie skurril die geschilderten Begebenheiten auch sein mögen – Magin lässt den jeweiligen Zeugen ausführlich zu Wort kommen. Allerdings gilt das auch für diejenigen, die sich auf die Suche nach einer Erklärung begeben haben. Doch es geht ihm nicht nur darum, ein möglichst vollständiges Bild des Erlebten zu liefern. Mit der Fokussierung auf die Interpretationen will uns Fortianer Ulrich Magin auch etwas sagen: Es ist nie gut, wenn man das Verständnis der Welt dogmatisch organisiert. Denn so wird die Wahrnehmung des Zeugen in den Dienst der subjektiven Interpretation Dritter gestellt und an dessen Ende steht in der Regel kein wis-

15 Japanisches Zeichentrickfilmstudio. Bekannte Filme sind z. B. *Prinzessin Mononoke* und *Chihiros Reise ins Zauberland* (Anmerkung der Redaktion).

senschaftlicher Erkenntnisgewinn. Das gilt bei Magin übrigens nicht nur für die Theorien über UFOs, Parawissenschaften oder präastronautische Phantastereien um römische Grabmäler. Das betrifft auch die trügerische Sicherheit, mit der Erscheinungen in unserem rationalisierten Zeitalter *a priori* verworfen werden, weil sie nicht durch die Erklärungsmodelle der etablierten Wissenschaften fassbar sind. Besonders deutlich wird das in einem Kommentar zur heutigen Einstellung gegenüber Zauberei:

Im 19. Jahrhundert sprach man – als Anhänger eines unbegrenzten Fortschrittsglaubens ohnehin – von magischen Vorstellungen gerne als von etwas Vergangenenem. Man selbst war schlauer, auch wenn die Menschen in Saarbrücken genauso Geister beschworen und Tische rückten wie die Menschen in anderen Großstädten auch. Im 20. Jahrhundert ist die Idee, jemand könne wahrhaftig zaubern, längst ein Vorwurf an den, der das glaubt. Magische Vorstellungen gelten immer schon als halbe Straftat (man weiß es schließlich besser), deshalb sind die Beispiele, die in die Zeitung kommen, drastischer. (Magin, 2016: 51)

Magin schaut dennoch bei jedem Bericht immer genau hin, ob jemand etwas weiß, oder es nur glaubt. Der Respekt vor dem Erlebten wird dabei aber stets groß geschrieben – das macht bereits das Vorwort ausdrücklich klar:

Dass uns manches unglaublich erscheint, bedeutet im Umkehrschluss aber nicht, dass es nicht so erlebt und erfahren worden ist. [...] Was Menschen als wahr wahrnehmen, was sie sicher glauben, muss nicht immer messbar sein und ist dennoch ein Teil unserer erfahrbaren Realität. (Magin, 2016: 10)

So finden sich im geheimnisvollen Saarland „vergangene“ Sagengestalten wie Zauberer und Seejungfern neben heutigen „grenzwissenschaftlichen“ Phänomenen wie Geistern und UFOs – auf Basis völliger Gleichberechtigung. Lediglich den UFOs stützt er durch Einbindung der beteiligten Falluntersucher und ihrer ernüchternden Ergebnisse ein wenig die Antennen – denn das UFO „verhält sich zu anderen fortianischen Phänomenen wie eine imperialistische Macht, die nichts mehr neben sich gelten lässt.“ (Magin, 1993: 166)

Bei der Wassernixe des pfälzischen Volkskundlers Ludwig Schandein bleibt es daher auch bei einem kurzen Verweis auf die Angst unserer Vorfahren vor gefährlichen Wassergeistern (Magin: 2016: 20) – hat sie es doch in unserem rationalisierten Zeitalter ohnehin schon schwer genug. Der unheimliche Poltergeist in Dillingen von 1928 darf noch einmal unkommentiert sämtliche Möbel durch die Wohnung werfen – allerdings wird er durch die „parawissenschaftlichen“ Erklärungsversuche des „spiritistisch-religiösen“ Zeugen (Magin: 2016: 58) wieder ein Stück weit von selbst entzaubert.

Es sei jedoch auch vermerkt, dass nicht jedes Phänomen in Magins Buch an einer rationalen Erklärung zerschellt. Die ungewöhnliche Himmelserscheinung über Saarbrücken am 1. April 1826, „die in der wissenschaftlichen Welt Furore machte“ (Magin, 2016: 73), sollte „trotz des Datums ernst genommen werden“ (Magin, 2016: 73). Sie trotzt bis heute einer Erklärung, denn „eine allseits anerkannte Lösung gibt es bis heute nicht“ (Magin, 2016: 77). So ist das Saar-

brückener Phänomen „tatsächlich ein UFO, ein – ‚unidentifiziertes Flug-Objekt‘ – geblieben“ (Magin, 2016: 77).

Doch warum nimmt Ulrich Magin ausgerechnet das Saarland ins Visier? Sollte man nicht meinen, dass von Menschen gezogene Grenzen im Hinblick auf die Wahrnehmung „übersinnlicher“ Phänomene nichts weiter als nichtig-zufällige Linien auf einer Landkarte darstellen? Doch so einfach ist es nicht. Allerdings liegt die Sache bei weitem nicht immer so eindeutig auf der Hand wie die UFO-Landungen in der französischen Saar, die auf der deutschen Seite keine Entsprechung hatten. Offensichtlich prägten hier die nationalisierten Medien das, „was wir sehen, wenn wir ein ‚unerklärliches Phänomen‘ wahrnehmen“ (Magin, 2016: 101). Magin geht offenbar noch einen Schritt weiter, sagt es jedoch nicht explizit, sondern lässt – wie so oft – die Ereignisse für sich sprechen.

Verdächtig muten Ort und Zeitpunkt der Marpinger Marienerscheinungen an: im Jahre 1876 nur unweit der französischen Grenze – und inmitten von Bismarcks Kulturkampf gegen die katholische Kirche (Magin, 2016: 66f). Dieser Kampf überlebte jedoch den Aufstieg und Fall des Bismarck-Reiches um fast ein ganzes Jahrhundert – bis heute hat es Marpingen, „von Maria scheinbar so bevorzugt [...] in der restlichen Welt nicht leicht“ (Magin, 2016: 72). Doch was steckt wirklich dahinter? Magin bleibt gegenüber den teils „radikalkonservativen und urchristlichen“ (Magin, 2016: 69) Forderungen der rebellischen Maria von Marpingen skeptisch. Aber eine rhetorische Frage scheint am Ende dennoch durch. Spricht hier die „in vielen Belangen“ (Magin, 2016: 9) eigenartige Saar, die – sich am Zusammenlaufen konkurrierender kultureller Einflusszonen befindend – verspätet zur Bundesrepublik und zur D-Mark kam, und so „polarisierende Politiker wie Oscar Lafontaine und Erich Honecker“ (Magin, 2016: 9) hervorbrachte, in diesen geheimnisvollen Erzählmotiven ihre ganz eigene kulturelle Sprache?

Das Saarland als kultureller Grenzgänger, mit eigenwilligem Geist, seinen ganz eigenen Phantasien über Götter, Engel, Dämonen und Helden¹⁶ ist ein Gedanke, der sich unweigerlich auftut. Doch Vorsicht! Mit dem „völkischen Dummgeschwätz“ (Magin, 2016: 169), das die steinzeitlichen Menhire und spektakulären Höhlensysteme des Saarlandes zur NS-Zeit ideologisch umdeutete, hat das selbstverständlich nichts zu tun. Denn Kultur wird bereichert, wenn sie vielfältig ist. Und das ist sie, wenn sie aus verschiedenen Quellen gespeist wird. So sind denn auch die Legenden des Saarlands ein Muss für einen Autoren, der innerhalb der grenzwissenschaftlichen Literatur selbst ein Grenzgänger ist. Magin liebt das Geheimnisvolle – aber wird nicht müde, einen Sachverhalt

16 Diese Textstelle ist angelehnt an Hegels Überlegungen zu einem sozio-politischen und kulturellen Erbe einer Gemeinschaft auf der Basis der Schriften Herders. Laut Hegel war im Prinzip jede Gemeinschaft von ihrer ganz spezifischen Mythologie geprägt – doch verändere sich diese im Kontakt mit anderen Zivilisationen. Die soziale Lebenswelt basiert laut Hegel somit auf einem komplexen Zusammenspiel zwischen Geisteswelten der Bevölkerung, etablierten Wertvorstellungen und politischen Institutionen. In diesem Zusammenhang ist es wichtig, zu erwähnen, dass sich Hegel im Kontext der modernen Rationalisierung zeitlebens explizit gegen eine völkische Remythologisierung des nationalen Selbstverständnisses ausgesprochen hat. Diese würde der komplexen kulturellen Realität der gegenwärtigen Lebenswelt nicht gerecht. Siehe hierzu Avineri (1962).

von allen Seiten zu beleuchten. Und dadurch findet sich am Ende jeder Abhandlung tatsächlich befreiender Erkenntnisgewinn. Darüber hinaus formulieren sich wie von selbst weiterführende Gedanken, die den Horizont in viele Richtungen erweitern. Die in dieser Besprechung angeführten Gedankengänge sind denn auch rein subjektiv – und ich bin mir sicher, dass Magins reichhaltiges Werk für jeden Leser seine ganz eigenen Erkenntnisse bereithält.

Von allen Toren, die sich mir während der meist spannenden Lektüre aufgestoßen haben, bleibt der für mich als kryptozoologisch interessierten Laien relevante erste Teil am wichtigsten. Und um diesen soll es zum Abschluss dieser Betrachtung noch kurz gehen.

Fast schon grotesk mutet der Spuk des Saarpanthers Gustav an, der von Ulrich Magin genüsslich in aller Länge wiedergegeben wird. Das zeigt die famosen *Alien Big Cats* der britischen Inseln in einem anderen Licht, trotz ihrer (ehemaligen?) prominenten Unterstützung des sonst skeptischen Darren Naish (Naish, 2006). Doch viel wichtiger ist in diesem Zusammenhang Magins Resümee zur Pantherjagd an der Saar:

Irgendwo da draußen, im Wald, packt manchen die Angst vor der Begegnung mit einer Natur, in der wir ohne Maschinen oder sonstige Errungenschaften der Zivilisation nicht mehr überleben können. Und hin und wieder faucht diese feindliche Natur aus dem Gebüsch, wie sie schon vor 500 Jahren unsere Vorfahren bedroht hat. Wo sie Werwölfe sahen, sehen wir heute Panther und Pumas. Ein Stück der in Zoos gebändigten Wildnis, das uns wieder entglitten ist. (Magin, 2016: 30)

Mag die Debatte um die *Alien Big Cats* noch offen sein (das komplexe Thema kann hier nicht in seiner Gänze erörtert werden) – für den nächsten Kandidaten trifft Magins Fazit leider in voller Länge zu.

Der eingangs angeführte Bericht über das Wasserpferd der Saar ist ein Motiv, das uns in der kryptozoologischen Literatur gleich mehrmals begegnet. Darunter auch an einem Ort, der zum Inbegriff der modernen Seeungeheuersage schlechthin geworden ist: Loch Ness. Lange vor der „Genese des Loch Ness Monsters“ (Magin: 2003) im Jahre 1933–34 kannte die schottische Folklore eine ganze Anzahl von übernatürlichen Wasserungeheuern (Loxton & Prothero, 2013: 123). Eines seiner gefürchtetsten Vertreter der schottischen Folklore war das berüchtigte *Water Horse*, das – in der Gestalt eines Pferdes erscheinend – jeden, der dumm genug ist, aufzusitzen, in den Fluten verschwinden lässt (Loxton & Prothero, 2013: 123). Wie Ulrich Magin aufzeigt, liegt eine nahezu identische Geschichte aus dem saarländischen Wolfskirchen vor. Als ein des Wanderns müder Mann sich auf dem Weg nach Pisdorf befand, „kam ihm ein gesatteltes Pferd entgegen und blieb vor ihm stehen“ (Magin, 2016: 14). Der Mann stieg auf, das Pferd lief mit ihm in die Saar und sprang dann ans Ufer. In dieser Erzählung klatschte er nur in die Hände und es passierte weiter nichts (Magin, 2016: 14) – in Schottland hingegen werden kleine Kinder bevorzugt ins Wasser getragen – in den sicheren Tod (Loxton & Prothero, 2013: 123). Dieses weit verbreitete Sagenmotiv, abgeleitet von dem skandinavischen Wort „Kelpie“ (Magin, 2016: 13), hat natürlich nichts mit dem eigentlichen Loch Ness Monster zu tun – die Wasserpferde aus Schottlands Sagenwelt werden aber dennoch in die modernen Narrative des Loch Ness

Monsters eingespannt, um eine lange Tradition von Monstersichtungen zu belegen (Loxton & Prothero, 2013: 123). Dass das so nicht funktioniert, beweist einerseits die weite Verbreitung dieses Erzählmotivs – sie betrifft nicht nur die vielen schottischen Seen, sondern auch Skandinavien, Italien, Tschechien, Sibirien, Frankreich (Loxton & Prothero, 2013: 124f) und eben auch Deutschland. Andererseits wird aus ihren übernatürlichen Eigenschaften schnell ersichtlich, dass diese Sagengestalten nicht als Seeungeheuer im eigentlichen Sinne verstanden werden können. Die Fähigkeit der Wasserpferde, menschliche Gestalt anzunehmen, um näher an ihre zukünftigen Opfer zu gelangen, rückt sie näher an Werwölfe und Vampire denn an kryptide Wassertiere heran (Loxton & Prothero, 2013: 124).

Doch genau aus dieser fließenden Grenze zwischen reinen Sagengestalten und Wesen aus Fleisch und Blut ergibt sich ein fundamentales Problem für die kryptozoologische Forschung. Denn wie die einschlägige Literatur beweist, wird das Wasserpferd als Süßwasserform von Bernard Heuvelmans' fiktivem Meerpferd in der modernen Kryptozoologie wieder lebendig (Eberhart, 2002: 180). Generell spielt das Motiv des Pferdekopfes bei Süßwasserkryptiden auch heute noch eine herausragende Rolle. Vor allem Kanadas berühmtestes Seeungeheuer, der Ogo-pogo, wird mitunter mit einem Pferdekopf beschrieben (Eberhart, 2002: 399). Mit ausreichend örtlicher Distanz und Vorstellungsvermögen, aber umso geringerer Kenntnis lokaler kultureller Gegebenheiten, stimmt beispielsweise ein Bericht von einem schlangenähnlichen Seeungeheuer mit Pferdekopf aus dem fernen Utopia Lake in New Brunswick, Kanada (Eberhart, 2002: 404), natürlich gleich viel optimistischer als eine alte Sage aus der nahen Saar. Es ließen sich noch mehrere Beispiele mit pferdekopffartigen Seeungeheuern aus den Seen und Küsten Nordamerikas (und der Welt) anführen.¹⁷ Verführerisch ist es dabei auch, indianische Erzählungen

17 Um nur einige weitere Beispiele von pferdeköpfigen Seeungeheuern in Nordamerika (vorwiegend Kanada) zu nennen:

1. *Misiganebic* oder *Horse's Head* aus Ontario, Québec (Lac Blue Sea und Lac St.-Jean) und Wisconsin, gesichtet im Jahre 1910 (Eberhart, 2002: 238, 340).
2. *Memphré* aus dem Lake Memphrémgagog in Québec, gesichtet 1816, 1854, 1976, 1983, 1996, 1997, 2000 (Eberhart, 2002: 325).
3. *Colossal Claude* oder *Marvin* aus Oregon, gesichtet 1934 an der Mündung des Columbia River und 1963 an der Küste (Eberhart, 2002: 112–113).
4. *Igopogo* aus dem Lake Simcoe und der Kempenfelt Bay in Ontario, Kanada, gesichtet seit den 1880er Jahren, aber vor allem 1963, 1983 und 1991 (Eberhart, 2002: 244–245). Das so genannte „Hepworth-Video“ aus dem Jahre 1991 zeigt laut dem Präsidenten des British Columbia Scientific Cryptozoology Club (2014) John Kirk einen Flossenfüßler, d. h. eine Robbe oder einen Seelöwen.
5. *Old Man of Monterrey Bay*, Kalifornien, gesichtet in den 1930er Jahren (Eberhart, 2002: 404).
6. *Rocky* aus dem Rock Lake, Wisconsin, gesichtet in den 1860er und 1880er Jahren (Eberhart, 2002: 464).
7. *Ponik* aus Québec, gesichtet 1874, 1957, 1976, 1977 (angeblich mit Sonar), 1978, 1979, 1998 (Eberhart, 2002: 438).
8. *Tzartus-Saurus* an der Küste British Columbias, gesichtet nur im Jahre 1903 (Eberhart, 2002: 563).

von pferdegestaltigen Fischen am Sankt-Lorenz-Strom (die nachts ans Ufer kommen) als erste mündliche Belege für die Existenz pferdekopftiger Seeungeheuer in Nordamerika zu deuten (Loxton & Prothero, 2013: 124).

Und genau dieser Umstand macht aus Ulrich Magins *Geheimnisse des Saarlandes* einen so wichtigen Beitrag für die Kryptozoologie. Denn das Buch zeigt auf, dass man nicht in das weite Kanada fahren muss, um auf Erzählungen über pferdeartige Seeungeheuer zu stoßen: Sie existieren auch im heimischen Sagengut – und unterscheiden sich gar nicht einmal so sehr von den „modernen“ Berichten aus Amerika. Für einen ehemals optimistischen Kryptozoologen ist das aufregend und ernüchternd zugleich. Wie man mit diesem Wissen umgeht, wird heute zu einer Überlebensfrage unserer „Disziplin“.

Literatur

- Avineri, S. (1962). Hegel and nationalism. *The Review of Politics*, 24, 461–484.
- British Columbia Scientific Cryptozoology Club. (2014). *Igopogo*. Abgerufen von <http://www.bcscc.ca/blog/?p=50>
- Eberhart, G. (2002). *Mysterious creatures: A guide to cryptozoology*. Santa Barbara, CA: ABC-CLIO.
- Heuvelmans, B. (1968). *In the wake of the sea-serpents*. London: Hart-Davis.
- Loxton, D., & Prothero, D. R. (2013). *Abominable science: Origins of the Yeti, Nessie, and other famous cryptids*. New York, NY: Columbia University Press.
- Magin, U. (1993). *Trolle, Yetis, Tatzelwürmer*. München: C. H. Beck.
- Magin, U. (2000). *Ausflüge in die Anderswelt*. Klein Königsförde/Krummwisch: Königsfurt.
- Magin, U. (2003). *Die Genese des Loch Ness Monsters 1933–1934*. Abgerufen von <http://www.kryptozoologie-online.de/dracontologie/susswasserkryptide/lm-genese-des-loch-ness-monsters-1933-1934.html>
- Naish, D. (2006). *British big cats: How good, or bad, is the evidence?* Abgerufen von <http://darrennaish.blogspot.com/2006/02/british-big-cats-how-good-or-bad-is.html>

9. *Whitey* aus dem White River, Arkansas – macht einen Laut, der sich anhört wie eine Mischung aus dem Muhen einer Kuh und dem Wiehern eines Pferdes. Das so genannte *White River Monster* wurde 1937, 1971, 1972 gesichtet (Eberhart, 2002: 586–587).

Harald Walach

Heilung kommt von innen
Selbstverantwortung für die eigene Gesundheit übernehmen

München: Droemer Knaur, 2018

ISBN 978-3-426-87823-1, 320 Seiten, € 12,99

Rezensent:

FLORIAN G. MILDENBERGER¹⁸

Dieses Buch ist das Ergebnis eines langen Erkenntnisweges. 2011 veröffentlichte Harald Walach Teile des Werks unter dem reißerischen Titel „Weg mit den Pillen“ – und ebnete damit ungewollt einer für ihn verheerend verlaufenden Debatte den Weg. Ohne den Inhalt genauer studiert zu haben, entfachten selbstberufene „Skeptiker“ und Medizinjournalisten einen Empörungsturm. Ein Buchcover, sozusagen ein äußeres Erscheinungsbild, bestimmte den Diskurs. Nun hat Walach den Titel verändert, Formulierungen geglättet und den Sprachduktus entschleunigt. Herausgekommen ist ein Buch, das völlig neu erscheint, obwohl die Zielsetzung gleichgeblieben ist: die Hinführung des postmodernen Menschen zu einer gesunden Lebensführung. Stets bedient sich Walach verschiedener Beispiele, denen allen gleich ist, dass der Leser mit dem scheinbar Offensichtlichen konfrontiert wird, das von außen zu sehen ist – doch die Inhalte dahinter enthüllen dann die eigentlichen Zusammenhänge. So liest sich das Buch für Eingeweihte wie eine Parabel auf die Debatte um „Weg mit den Pillen“.

„Heilung kommt von innen“ ist in 13 Kapitel untergliedert, denen eine Einleitung sowie ein umfangliches Literaturverzeichnis beigeordnet sind. Walach möchte den Leser nicht erziehen, sondern von Anfang an veranlassen, nachzudenken: über sich, den Körper, das Seelenleben, die Gestalt von Krankheiten und ihr ärztliches Narrativ sowie mögliche Alternativen zur Betrachtung von Leidenszuständen. Es bleibt dem Leser überlassen, ob er eine „Lebensreform“ beginnen möchte oder es lieber lässt. Er muss auch nicht, das betont Walach wiederholt, sein Leben völlig umstellen. Meist genügen kleine Korrekturen, um große Wirkungen zu entfalten – im Positiven wie im Negativen.

Auf dem Weg hin zur individuellen Lebensgestaltung spannt Walach einen breiten Bogen von der Medizingeschichte hin zur heute anerkannten klinischen Medizin und schlüsselt ihre Denkmodelle auf, hinterfragt diese und nutzt hierfür Beispiele, die für den Leser verständlich sind. So schildert Walach, wie die Idee des Herzschlags, von William Harvey etwa 1623 vorgestellt, das damalige Weltbild der Medizin erschütterte. Es war nur eine kleine Entdeckung und doch veränderte sie vieles. Harvey nannte das Herz eine Pumpe, für seine Zeitgenossen

18 Prof. Dr. phil. Florian G. Mildemberger (geb. 1973) ist Mitarbeiter am Institut für Geschichte der Medizin der Robert Bosch Stiftung in Stuttgart.

war es nur ein „Konvektionserwärmer“ (S. 38). Harveys Entdeckung war eine Anomalie, die sich langfristig durchsetzte, weil sie eine andere Perspektive ermöglichte und so weitere Veränderungen in der Medizintheorie begünstigte. Harvey legte aber auch den Grundstein zur Idee, der menschliche Körper funktioniere wie eine Maschine. Dieses Denken, nicht aber die Grundlagen der modernen Medizin, zieht Walach in Zweifel. Er möchte die Perspektive auf den Patientenkörper verändern, nicht die Medizin an sich verteufeln. Dazu nutzt er das Beispiel eines Bekannten mit Namen „Helmut“. Der ernährt sich nicht anders als seine Vorfahren, arbeitet auch ähnlich, aber das von ihm konsumierte Essen hat sich in seiner Zusammensetzung verändert, weil Mastschweine heute anders gehalten werden als vor 100 Jahren (S. 56). Zugleich hat sich die Kenntnis der Medizin über Vitamine und Fettsäuren erheblich verändert. Zahlreiche Faktoren beeinflussen das Leben jedes Einzelnen, was die Theorie einer übergeordneten, allen Menschen gleich gegebenen „Maschine“ konterkariert (S. 62).

Walach nennt im Folgenden eine Reihe von Akteuren, die gleichwohl das Maschinenideal weiter nutzen, weil sie von ihm profitieren: die Pharmabranche, aber auch Bürokratien oder Krankenkassen. Das Lieblingsargument ist dabei die Statistik und ihre Methoden, denen der Autor ein eigenes Kapitel gewidmet hat, in dem er anschaulich beschreibt, wie eine Untersuchung gestaltet sein muss, um auf jeden Fall einen gewünschten Effekt zu erzielen (S. 86ff.). Es gibt, das lässt Walach durchaus erkennen, häufig menschliche oder psychologische Momente bei Erkrankungen oder Tests, die sich nicht so leicht erklären lassen – jedenfalls nicht mit den Methoden des dominierenden Medizinmodells. Botenstoffe wie das Dopamin werden ausgesendet, auch wenn kein Wirkstoff gegeben wird (S. 113). Placebos entfalten Wirkungen, die bei einer „Maschine“ nie funktionieren würden. Von diesem Gedanken geht Walach weiter zum Konzept der Selbstheilungskräfte. Eine Entspannung vom Job kann vielfach mehr helfen als eine komplizierte Therapie (S. 132). Dazu kommt dann bisweilen noch eine Veränderung – keine völlige Umstellung – der Ernährung. Je nach Erkrankung rät der Autor – stets gestützt auf umfängliche Studien – zu Fisch, Alkoholverzicht (S. 171) oder das Weglassen von Zucker (S. 190f.). Der Körper und die Psyche benötigen keine radikalen Maßnahmen, so die Botschaft. Bewusstsein aber will gelernt sein, oder zumindest trainiert, was sowohl Patienten als auch Ärzte betrifft. Zu häufig setzten diese auf chirurgische Maßnahmen, weil sie in ihr Denkmodell passen, nicht aber zwingend in die Realität der Patienten (S. 153–163).

Im letzten Viertel des Buches werden schließlich alternative Heilmethoden und die mit ihnen verbundenen Theoriemodelle vorgestellt (Homöopathie, Phytotherapie, Geistiges Heilen). Gerade hier zeigt sich der Charme von Walachs Überlegungen: Er nutzt für den Perspektivwechsel der Patienten auf den eigenen Körper die umfänglichen klinischen Studien der Medizin, die eigentlich gedacht waren, das Maschinenparadigma zu festigen. Ein kleiner Wechsel des Blickwinkels eröffnet neue Sichtweisen – sofern man dies will. Abschließend hofft Walach auf ein neues Gesundheitssystem anstelle des bestehenden „Krankenverwaltungssystems“ (S. 279). Zwischen den Zeilen liest man heraus, dass er nicht daran glaubt, dass Politiker wirklich umdenken könnten, sondern dass die Kostenfrage irgendwann Veränderungen implizieren wird. Patienten werden in jeder Hinsicht Zeit benötigen, um sich umzustellen und auch um die neuen Techniken zu erlernen.

Kritisch anzumerken sind einige Formulierungen und die mit ihnen verbundenen Schlüsse. So schreibt Walach z.B. auf S. 77 hinsichtlich der Jahrhunderte überdauernden, religiös induzierten Verfahren bei nordamerikanischen indigenen Völkern: „Diese Rituale sind sehr wirksam, sonst hätten sie sich nicht so lange erhalten.“ Die Möglichkeit, dass die Isoliertheit der Patienten inmitten einer feindlichen Umgebung, die Unkenntnis von Alternativen und die Tatsache, dass nur eine winzige Priesterkaste Zugang zu dem arkanen Wissen besaß, ebenfalls Einfluss auf das Anhalten von Traditionen gehabt haben könnte, wird nicht in Erwägung gezogen. Daneben klammert Walach die Frage aus, wen nun genau seine Zielgruppe umfasst. Das Bionadebürgertum in den Städten? Frühere Strategen der Lebensreform zielten auf die Gesamtbevölkerung, gerade auch die Unterschichten. Deren Lebens- und Arbeitsbedingungen waren den von Walach beschriebenen Umstellungsprozessen in Ernährung und Lebensgewohnheiten in besonderem Maße ausgesetzt. Von den Söhnen und Töchtern der „Gastarbeiter“ ganz zu schweigen. Doch dieses breite Spektrum der Bevölkerung wird im vorliegenden Buch allenfalls gestreift.

Im Ganzen ist festzuhalten, dass es Harald Walach in vielerlei Hinsicht gelungen ist, ein empfehlenswertes Buch zu schreiben: Es fehlen die in der Gesundheitsliteratur sonst so häufigen Drohungen, Belehrungen und Forderungen nach einem Paradigmenwechsel im eigenen Leben. Stattdessen wird das große Ganze aus medizinischen Denkmodellen und Marktakteuren in den Kontext individueller, in der Metropole gelebter Lebensstile des neuen und alten Bürgertums gerückt. Der meist unaufgeregte Sprachstil erleichtert den Zugang – und wer unbedingt alles noch genauer wissen will, kann sich durch die exakt 350 Fußnoten und Literaturnachweise arbeiten.